

Gut Jomtob!

von

Lion Wolff

(1845-1934)

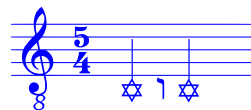
+

Noten für das Stück

Gut Jomtob

für

klassische Gitarre



© 2026 Musikverlag Ulrich Greve
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg
Website: <https://ulrich-greve.eu>
UG 1292

Gut Jomtob!

Humoresken und Erzählungen

von

Lion Wolff.



Leipzig

1921

Inhalt.

	Seite
Der Phonograph als Schadchen. Eine Purim- humoreske	1
Der Rabbi von Bacherach redevivus. Eine Purimhumoreske	18
Leil schimurim. Eine Pessachgeschichte	37
Der tolle Graf als Kunstmäzen. Eine Pfingst- geschichte	56
Hadassah. Eine Sukkot-Humoreske	74
Ein verhängnisvoller Thoraschmuck. Humoreske	87
Eine zusammengewachsene Zwillingsgeschichte. Tragikomische Episode	94

Vorwort.

„Gut Jomtob!“ Dieser Gruß beim Beginn oder während der Feiertage, sowie ähnliche Ausrufe: „Gut Schabbos!“, „Gut Woch!“ und als Erwiderung des letztgenannten Wunsches: „Gut Johr!“ werden so allgemein von unseren Glaubensgenossen angewendet, dass sie in derselben Sprache in Frankreich, England oder Holland gehört werden. Es fällt keinem französischen Juden ein, zu sagen: „Bon Jomtob!“ oder einem Engländer: „Well Schabbos!“, sie sprechen bei dieser Gelegenheit wie wir Deutschen: „Gut Jomtob!“ usw.

Vor Jahren habe ich eine humoristische Zeitung unter dem Titel „Gut Woch!“ herausgegeben.¹⁾ Diese Bezeichnung trug auch die Festschrift eines Berliner Vereins.²⁾ Aus dieser Festschrift, die vor 32 Jahren nur den Mitgliedern des genannten Vereins bekannt geworden, habe ich die Zwillingsgeschichte entnommen. Die Zwerchfell erschütternde

¹⁾ Bei M. W. Kaufmann, Leipzig.

²⁾ Verein der Freimütigen, Berlin 1889.

Humoreske verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

Die nachfolgenden Erzählungen und Humoresken spielen am Purim, Pessach, Schebuot,¹⁾ Sukkot und Ssimchatthora. Rosch haschano und Jom, Kippur, „die ehrfurchtgebietenden Tage“, dulden keine humoristische Behandlung.

Neben meinen zahlreichen liturgischen und homiletischen Werken bildet dieses Buch die dritte Serie meiner belletristischen Schriften.

Wenn der Inhalt dieses Buches in ernster Zeit eine Stunde Ablenkung von trüben Gedanken und Erinnerungen bietet, so ist der Zweck der Herausgabe erreicht.

Tempelburg, Mai 1921.

Der Autor.

¹⁾ Die Erzählung „Der tolle Graf“ ist mir von meinem Freund, dem beliebten und geistvollen Schriftsteller Nathan Samuëli in Lemberg überlassen worden.

Der Phonograph als Schadchen.¹⁾

Humoreske

Alfred Lewin war ein Glückskind, was man so in bescheidenen Verhältnissen ein Glückskind nennen kann. Kaum hatte er auf dem Seminar zu H. seine erste Prüfung bestanden, wurde er in der angesehenen Gemeinde Neustadt als Lehrer und Kantor engagiert. Auch die Gemeinde N. hatte eine gute Wahl getroffen, denn Lewin war ein strebsamer junger Mann, der nicht so eingebildet war, sich für vollkommen ausgebildet zu halten, und der unermüdlich an seiner Weiterbildung arbeitete. Er lebte mit seiner Mutter, einer Witwe von 45 Jahren, zusammen, die ihm in der Amtswohnung ein behagliches Heim bereitete.

Also war dieser 26jährige junge Mann mit einem mäßigen, aber sicheren Einkommen ein dankbares Objekt für die unvermeidlichen Schadchonim, denn es fehlte in N. nicht an heiratsfähigen und heiratslustigen Mädchen, die gerne mit dem hübschen Lehrer die Gemeindewohnung geteilt hätten. Die Schadchonim redeten oft genug in das

¹⁾ Heiratsvermittler.

Gewissen, dass ein Scheliach Zibbur¹⁾ eigentlich verheiratet sein müsse, allein Lewin verwies auf das innige Verhältnis zu seiner Mutter und pflegte, zu sagen: „Komm Zeit, kommt Rat, sogar — Heirat.“

Der junge Mann war sowohl als Lehrer bei den Eltern seiner Schüler, wie auch als Kantor selbst bei den älteren Mitgliedern seiner Gemeinde beliebt; er trug geschmackvoll und ohne Schnörkeln die Gebete in den traditionellen Melodien vor und war ein Meister in der Thoravorlesung. Von der Damenwelt wurde er als Prediger verehrt, und so fehlte seinem Leben und Wirken eigentlich nichts, so lange auch seine Wünsche in den bescheidenen Grenzen blieben. Doch der Neid der Götter ist den Glücklichen gefährlich. Lewin hatte zwei Gegner in der Gemeinde, die zwar im Gemeindeleben heterogene Elemente bildeten, in Ihrer Gegnerschaft aber gleiche Vorurteile hatten.

Da war zuerst der alte Chasen, der sogar die moderne Benennung Kantor entschieden perhorreszierte, im übrigen aber ein geschworener Feind aller Lehrer war. Er gehörte noch der alten Schule an, war von seiner Jugend an Meschorer²⁾ bei einem berühmten polnischem Kantor gewesen und hatte manche Unarten seiner Schule treu im Gedächtnis behalten bis auf seine Tenorstimme, die er vor Jahren verloren und damit auch die einträgliche Stelle.

Dass die jungen Kantoren ruhig und würdevoll vor dem Omed³⁾ standen, konnte er durchaus

¹⁾ Seelsorger. ²⁾ Chorist. ³⁾ Gebetpult.

nicht vertragen. „Kol azmausseï taumarno“ lehrte er, „mit allen Gliedern lobe ich Gott“. Bei seinen früheren Bravourstückchen legte er den Daumen an den Kehlkopf, um hohe Töne hervorzubringen. Dieser Reb Chajim hatte die ersten Lehrer aus der Gemeinde hinweggegrault, und so lange gegen alle Nachfolger intriguiert, bis er seinen früheren Einfluss auf die älteren Mitglieder, die zum Teil seine Schüler waren, gänzlich verloren hatte. Sein größter Verehrer und Gönner war der frühere Parneß, der im bürgerlichen Leben ein reicher Getreidehändler gewesen, als Parneß, aber mit großer Vorliebe und mäßiger Begabung — Vorbeterdienste versah. Der Vorsteher Guttman funktionierte nahezu zwanzig Jahre am Kol-nidre-Abend als Vorbeter, und am Purim als Vorleser der Megillah¹⁾, und die Gemeinde war an seine Vortragsweise, besonders des Kol-nidre-Gebetes und der bekannten Strophen in der Megillah: „wejis lo es Homonal hoeiz“²⁾ — so gewöhnt, dass Sie sich schwer an eine andere Vortragsweise gewöhnen konnte. Der Guttman war seit einigen Jahren tot; seine Witwe aber, die in der Gemeinde nicht mehr die frühere Rolle spielte, räsionierte mit dem alten Chasen um die Wette, wenn es galt, über die Leistungen des jungen Lehrers herzuziehen.

¹⁾ Buch Esther.

²⁾ In den Gemeinden nach Minhag Aschkenas wird, merkwürdig genug, diese Strophe nach einer altjüdischen Melodie eines Hochzeitsliedes: Die Kalle wird unter die Chuppoh geführt“ — gesungen! Siehe Note Seite 15.

„Das ist keine Kol-nidre-, das ist eine Opernmelodie“, murkte sie am Versöhnungsvorabend. „Aber Mama“, flüsterte ihre einzige Tochter, „es ist die bekannte Vortragsweise von Lewandowski; ich habe sie genauso in Berlin in der Hauptsynagoge gehört!“ — „Was verstehst Du von dem alten Chasonus; dieses Gebet konnte nur der selige Vater vortragen!“ Johanna musste schweigen, hörte aber ebenso andächtig das, Kol-nidre zu Ende, wie die folgende Predigt.

Lewin hatte am Simchas-tauro-Ball Gelegenheit, diese einzige Tochter, Johanna, der Witwe Guttmann kennen zu lernen.

Lewin hielt die Festrede bei Tische, Johanna trug ein Lied, vor, das sie zu diesem Feste gedichtet und komponiert hatte. Er redete ihr zum Herzen und sie sang sich in sein Herz hinein, und so wurden zwei keusche Herzen harmonisch verknüpft, bevor die jungen Leute selbst erkannten, dass sie sterblich in einander verliebt waren. Johanna war die einzige Tochter der reichen Witwe, die keinen sehnlicheren Wunsch kannte, als die Tochter mit einem Arzt oder Rechtsanwalt zu verheiraten. „Ich kann es mir ja leisten, und meine Tochter verdient einen Studierten; denn sie hat ja in einem der ersten Institute Berlins Bildung gelernt.“

„Meine Tochter“, so bedeutete sie dem alten Chasen, der ein umfangreiches Schadchen-Geschäft betrieb, „bekommt 75 000 Mark bare Mitgift, nach meinem Tode noch zirka 100 Mille — aber nur

ein Doktor, Reb Chajim, meinetwegen ein Rechtsanwalt!“

Reb Chajim schrieb, reiste, annoncierte und hatte schon zwei Herren aus der Provinz, Ärzte mit kleiner Praxis und einigen Schulden, veranlasst, sich der reichen Witwe und ihrer Tochter vorzustellen — Johanna aber war nicht zu bewegen, ihre Einwilligung zu geben.

„Wir wollen uns doch noch nicht trennen, geliebtes Muttchen; ich in einer kleinen Stadt, Du hier allein, kaum zwei Jahre nach dem Tode des sel. Vaters. Wir warten noch, Muttchen; vielleicht lässt sich hier ein Mann nieder, der mich heiratet, dann bleiben wir zusammen!“ Und Muttchen ließ sich einlullen und Reb Chajim wurde nach jedem Abfall mürrischer und verdrießlicher, aber auch — schließlich misstrauisch.

Inzwischen hatten die jungen Leute Gelegenheit, bei verschiedenen Anlässen in der Gemeinde sich näher kennen zu lernen, bis eines Abends, als Johanna bei einer Freundin zum Geburtstage eingeladen war, eine Aussprache und heimliche Verlobung erfolgte.

Beide waren selig — Lewin erzählte jubelnd der Mutter sein Glück; Johanna aber musste einstweilen ihren Jubel unterdrücken. Die Mutter hatte sich allein auf den Doktor-Eidam verbissen, sie konnte, was in diesem Falle schlimmer war, den Lehrer gar nicht leiden, weil er die Gesänge ihres sel. Mannes nicht in ihrem Sinne vortrug. Johanna lernte auch die Mutter ihres heimlich Verlobten kennen und lieben und nichts

fehlte zu ihrem Glücke als die Einwilligung ihrer Mutter.

„Versuche doch am nächsten Purim“, so sprach sie eines Abends zu ihrem Geliebten, „die eigentümliche Melodie des „Wejislü“ so zu singen, wie sie mein sel. Vater vorgetragen; ich selbst war nur als Kind einige Male in der Synagoge und als erwachsenes Mädchen habe ich mehrere Jahre in Berlin gelebt. Es wird ja Jemand geben, der Dir die Strophen vorsingt.“

„Ich fahre in der nächsten Woche zur Konferenz nach J., dort ist ein Sohn dieser Gemeinde Lehrer; er kennt alle Neginim¹⁾ sowohl Deines sel. Vaters, wie unseres Feindes Reb Chajim. Ich verspreche Dir, die Weisen Deines Vaters bei ihm zu lernen, allen Gesetzen des Kontrapunktes zum Trotze; schon am Purim werde ich den Haman nach der Weise Deines Vaters hängen; es gilt ja den kostbarsten Schatz meines Lebens zu erringen!“

Lewin reiste zur Konferenz; dort wurde bei dem gemütlichen Teile ein — Phonograph vorgeführt, der alle bekannten Synagogenmelodien wiedergab. Die Kollegen beschlossen, gemeinsam einen solchen Apparat sich anzuschaffen und bestellten sämtliche vorrätigen Walzen mit hebräischen Melodien. Die zwei gewünschten Weisen, nach denen Lewin ein so großes Verlangen trug, waren natürlich nicht vorrätig, dagegen hatte der Lieferant eine Anzahl unbespielter Walzen mitgebracht. Der Kollege in L.

¹⁾ Melodien.

ein geborener Neustädter, kannte natürlich sowohl das Kol-nidre wie das Wejislo des verstorbenen Guttman und konnte sie mit allen Nuancen naturgetreu wiedergeben und auf den Walzen fixieren. Überglücklich kam Lewin mit dem erworbenen Phonographen und Walzen zurück und ließ sie zuerst in Gegenwart seiner Braut spielen. Diese fiel fast in Ohnmacht, als sie die beiden Stücke zum ersten Male wieder hörte; sie glaubte fast, die eigentümliche raue Stimme ihres Vaters zu hören. „Nun wird Alles gut, mein Geliebter; Du wirst sicher am Purim¹⁾ meiner lieben Mutter eine große, weil ungeahnte Freunde machen!“

Ungeahnt erfolgte aber schon v o r Purim die Katastrophe, die fast alle getroffenen Vorbereitungen über den Haufen geworfen hätte.

Reb Chajim war dahintergekommen, warum Johanna sich nicht von ihrer Mutter trennen wollte. Er beobachtete die jungen Leute und verfolgte eines Abends sein Edelwild, das er so gern für seine Zwecke einfangen wollte, und sah Johanna im Hause seines Nachfolgers verschwinden. Er lauschte am Fenster und hörte ein Geräusch von zwei aufeinander gepressten Lippen. „Ah so sucht man die Lockchen — ich such' in aller Welt einen Chosen vor das Hannchen und hier hat sie ihn gefunden! Wie wird Frau Pauline sich freuen!“ so höhnte er fast laut.

¹⁾ Losfest (Buch Esther).

er bei seiner Gönnerin ein, „wollen wir nicht einmal wieder einen Chosen kommen lassen?“

„Sie wissen ja, Reb Chajim, meine Johanna will sich vorläufig von mir nicht trennen; wozu die jungen Herren in Unkosten stürzen?“

„Trennen, wie heißt trennen, wozu braucht sich das liebe Hannchen von der Manna trennen? Der Chosen ist schon hier und bleibt auch hier!“

„Was schwatzen Sie, alter Mann; hier in Neustadt ist doch noch kein Doktor und kein Rechtsanwalt!“

„Doktor, Rechtsanwalt, wie heißt Doktor?“ Ein Lehrer wird es auch tun, wenn — Hannchen will durchaus hierbleiben!“

„Genug, Reb Chajim, keine faulen Witze. Meine Tochter einen Meschubod¹⁾“ ich die Schwiegermutter eines Lehrers. Noch so ein schlechter Witz und Sie betreten meine Schwelle nicht wieder!“

„Was betreten; ich bin schon betreten. Betreten Sie Madamchen jetzt die Wohnung unseres Koantors Lewin und Sie werden sehen, wie die jungen Leute einig sind. Was sage ich einig — Eins sind sie, zusammengepresst als wären sie Eins!“

Frau Guttman sprang von ihrem Sitze auf. „Ist das wahr?“

„So wahr sollen Sie leben und gesund sein, Madameleben! Ich habe es gesehen und gehört.“

¹⁾ Bediensteter, Beamter.

Gesehen, wie Fräulein Hannchen ins Haus gegangen und gehört, wie sie haben sich —“

„Genug, kommen Sie und schweigen Sie. Wehe meiner Tochter, wenn es sich so verhält, und drei Mal wehe Ihnen, wenn Sie die Unwahrheit gesagt!“

„Wejislo es Homon al hoeiz“¹⁾), brummte vergnügt Reb Chajim, als Madame Guttmann sich im Nebenzimmer anzog. Kaum konnte der alte Mann der dahinrasenden Frau folgen. Wie eine Megäre stürzte sie in das Zimmer des Lehrers. Die Mutter stand am Ofen, Johanna saß auf dem Sofa, umschlungen von den Armen ihres Alfred. „Johanna, bist Du denn wirklich meschugge geworden? Meine Tochter einen Chasen? Du kannst Doktoren haben —“

„Und ich liebe diesen Lehrer, ja geliebte Mutter, diesen und keinen Anderen!“

Die Mutter Lewins war diskret hinausgegangen, sie wollte nicht dazwischentreten, während die Mutter mit der Tochter sich aussprach. Reb, Chajim stand hämisch lächelnd im Hintergrunde.

„Du einen Chasen! Dein Vater würde sich im Grabe umdrehen, seine Tochter einem Kantor zu geben, der nicht einmal seinen Kol-nidre singen kann.“

„Gott verzeih mir mein Tun, wenn es eine Sünde ist, es gilt das Glück meines einzigen Sohnes.“ Mit diesen Worten zog Mutter Lewin das Uhrwerk des Phonographen auf und stellte

¹⁾ „Man hängt den Herren an den Galgen.“

den Apparat in einen Schrank. Gedämpft, wie aus weiter Ferne, ertönte es bei den letzten Worten der Frau Guttmann: Kol nidre weesorei¹⁾ usw. Das Wort blieb der Frau im Munde stecken; sie stand da wie eine Bildsäule, sie glaubte die Stimme ihres Mannes zu hören, die mit allen Misstönen, die ihr treu im Gedächtnis geblieben, sein Lieblingslied sang. Reb Chajim stand entsetzt da, seine wenigen Haare sträubten sich empor. Das Lied klang aus und die beiden erschrockenen Menschen kamen allmählich wieder zur Besinnung „Das ist Hexerei; Ihr seid Schwindler, wer ist im Nebenzimmer, ich will es wissen!“ „Aber verehrte Frau, kein Mensch“, antwortet Lewin, „ich bitte, folgen Sie mir.“ Mit diesen Worten leuchtete er voran. Frau Guttmann warf nun einen flüchtigen Blick hinein und auch Reb Chajim, der sich auf Zehenspitzen erhob, konnte keinen Menschen sehen.

Inzwischen hatte Frau Lewin die zweite Walze aufgezogen.

„Hinaus mit Dir, Ungehorsame“, schrie die erzürnte Mutter. „Du heiratest keinen Lehrer und wenn selbst — —“

„Horch, Mutter, der Vater selbst wirbt für mich“, rief Johanna, die die Manipulation der Schwiegermutter begriffen hatte.

„Was, der Vater?“

„Wejis-lo-es homon al hoeiz“, sang der Pho-

¹⁾ Eingangsgebet für den Versöhnungstag.

nograph nun lauter, da Frau Lewin die Türen des Kleiderschranks geöffnet hatte.

„Mein Gott, der Vater!“ Mit diesen Worten schlug Frau Guttmann die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Die Tochter warf sich der Mutter an die Brust und beide hielten sich so lange umschlungen, bis der letzte Ton verklungen war.

„Komm’ nach Hause, meine Tochter, morgen reden wir weiter und Sie, mein Herr, erwarte ich morgen Nachmittag mit Ihrer Mutter.“

Geknickt ging die Mutter mit der Tochter nach Hause. Reb Chajim war starr vor Entsetzen; er wagte nicht, den Lehrer, in dessen Hause ein sichtbares Wunder geschehen, anzusehen.

„Als die Gäste draußen waren, fiel der junge Lehrer seiner Mutter um den Hals. „Was hast Du getan, geliebte Mutter, das ist ja eine Sünde. Die Frau glaubt, ihr Mann wäre hier gewesen und hätte für mich geworben.“

„Für Dich, mein Kind; es war eine Eingebung. Nach der Hochzeit erklären wir Deiner Schwiegermutter alles, und ich übernehme die ganze Verantwortung.“

Am anderen Tages erfolgte zum Erstaunen der ganzen Kehilla Neustadt die Verlobung und auf der Hochzeitstafel stand unter einer verdeckten Schüssel: Der ungewöhnliche provisionslose Schadchen!“

Der Rabbi von Bacherach

redivivus.

Purim-Humoreske.

Die Beratung.

In einer mittelgroßen Stadt des östlichen Deutschlands versammelte sich abends nach Redaktionsschluss das Personal der antisemitischen Zeitung in der obskuren Kneipe „Zum roten Hahn“, um die Tagesereignisse Revue passieren zu lassen und Pläne für die nächste Nummer zu besprechen.

Der Chefredakteur, ein früherer Student, der im zwanzigsten Semester wegen fortgesetzter Schlägereien relegiert worden ist und sich „Doktor, Bächlein“ nannte, sowie sein Adlatus Dreher ein aus dem Dienste entlassener Schulmeister, der Reporter und Korrektor zugleich war, und der Expedient Bause, der nebenbei Dienstmann war, bildeten das Elitekorps der Zeitung, das seit einigen Tagen durch einen ehemaligen polnischen Offizier Christof Schmilinski verstärkt wurde. Gelegentlich gesellte sich auch noch

der Verleger Bruno Held zu ihnen, der zu diesem Abendschoppen weniger zu seiner Erholung als durch die Furcht getrieben wurde, dass sein Personal gegen ihn agitieren könnte.

„Uff! Teufel noch mal!“ Mit diesen Worten betrat Doktor Bächlein das Lokal, worin Dreher schon beim Schoppen saß.

„Danke, Doktor“, lachte er, „er ist schon drin, der Teufel nämlich!“

„Seh’ ich, Dreherchen, sind ja immer der erste beim Glase und der letzte, der seine Lokalberichte abliefern“, antwortete schlagfertig der Doktor.

„Gut pariert, Doktor, natürlich, alter Keiler — Schläger wollt’ ich sagen. Was brachte die Abendpost aus Berlin?“

„Öde, Dreherchen, wie ich schon sagte, öde und leer, wie die Kasse unseres Chefs im zweiten Monat des Quartals.“

„Dann gibt es allerdings keine Steigerung! Was sagt aber Pückler, unser Hort und Erretter, was bringt unser Zentralorgan?“ frug höhnisch Dreher.

„Wie ich schon sagte, blöde, öde!“

„Das sagte ich doch schon lange. Pückler ist jetzt mit allen Farben durch: der grüne Manasse, der rote Ephraim, die gelbe Esther und der blaue Cohn. Diese lässt er abwechselnd aufmarschieren. Seine Mätzchen wirken kaum mehr auf Idioten und seine Schimpfereien sind derart ekelhaft, dass die früheren Berliner Marktweiber verschämt ihre Häupter verhüllen würden, wenn sie nicht schon ausgestorben wären. Nein, Doktor,

dieser adelige Dreschflegelheros hat abgewirtschaftet, bevor er das Geringste geleistet.“

„Ja, ja, Dreher, es sieht schlimm aus. Wir brauchen einen Ritualmord, aber einen veritablen, nachweislichen Ritualmord. Mit einem Fläschchen Menschenblut im Hause eines Juden gefunden, oder einen blutleeren Körper bei einem dieser Asiaten — Dreherchen, dann ist die Partie gerettet und wir sind wieder oben auf!“

„Wenn es sich um einen blutleeren Körper im Hause eines Juden handelt, da kann ich helfen, Doktor — da nebenan — Sie kennen doch den Bankier Gerson — geht es seit gestern geheimnisvoll her. Ich möchte wetten, dass dort bei einer gründlichen Untersuchung sowohl der gewünschte Körper wie eine gute Portion unschuldig vergossenes Blut gefunden wird.“

„Sind Sie verrückt geworden, Dreher! Und das sagen Sie mir so nebenbei und so ruhig, oder foppen Sie mich wie neulich, Als Sie mir bestimmt versicherten, Singer hätte eine Kolonie in Palästina gegründet?! Heraus mit der Sprache und ich eile zur Polizei!“

„Aber, Doktor, wo werd' ich denn; ich habe gestern Abend deutlich Todesschreie gehört und in dem Rinnstein sieht man ebenso deutliche Blutspuren.“

„Herzens-Dreherchen! Ist es denn wirklich wahr? Dann ist ja alles da! Ich habe diesen Geldjuden und seine stolze Juno schon lange auf dem Strich — kommen Sie, Dreher, zur Polizei. Hurra! Ein Ritualmord in unserer Stadt!“

„Ich entsinne mich nicht, von einem Ritualmord gesprochen zu haben“, erwiderte sarkastisch der Reporter. „Sie wünschten nur einen blutleeren Körper und unschuldig vergossenes Blut im Hause eines Juden! Und es ist ja so geheimnisvoll dort zugegangen, damit die übrigen Juden in der Stadt nichts merken sollten — aber gehen Sie doch durch den Hof, da hängt die Leiche — Gersons haben ein Schwein geschlachtet!“

„Dreher, Sie sind ein ganz frecher Patron! Noch ein so fauler Witz und Sie fliegen aus der Redaktion!“

„Immerzu, Doktor! Ich möchte heute fliegen. Verschaffen Sie mir die 5000 Mark, die ich dem Chef gepumpt, und die 400 Mark, die Sie mir schulden, und ich fliege schon. Die Montagsnummer kann dann Bause redigieren, wenn Sie, wie immer, Montag noch besoffen sind.“

„Nur nicht gleich so hitzig, Dreher. Wollen Sie uns und die Partei ruinieren und blamieren? Der Chef steckt über die Ohren in Schulden; die Parteikasse ist augenblicklich auch leer und das Zentralorgan pfeift auf dem letzten Loche. Auch Mein Onkel hat seine Zuschüsse eingestellt — ich soll, wenn ich durchaus Journalist bleiben muss, meine Feder der liberalen Sache widmen! Ich liberal. Sie kennen ja meine ehrliche Gesinnung; meine Kraft und mein Leben gehören unseren urdeutschen Ariern — —“

„Nachdem die Sozialdemokraten Sie heraus-

geworfen und die Konservativen sich öffentlich von Ihnen losgesagt!“

„Wir wollen doch unsere Vergangenheit lieber ruhen lassen, lieber Dreher; Sie wissen ja auch ein Liedchen von den Wechseln der Zeiten zu singen (Dreher hatte nämlich eine Zuchthausstrafe wegen falscher Wechsel hinter sich) — wir müssen durch, und das wissen wir doch beide zur Genüge: entgleiste Existenzen finden nur in unserer Partei Aufnahme und Förderung, gelegentlich sogar ein Reichstagsmandat. Also Geduld und Ausdauer, Dreher — Sie werden sehen, wir kommen wieder hoch!“

„Alles wahr, Doktor — aber der Andrang der Lumpen in unserer Partei ist wirklich nicht mehr schön. Das einzig Gute ist nur, dass man sich inmitten dieser Teutonen wirklich als ein Ehrenmann vorkommt“, brummte Dreher. „Nun gut, Doktor, Schwamm drüber! Aber lassen Sie mich und unsere Leser endlich mit dem Ammenmärchen des Ritualmordes ungeschoren, daran glauben heute selbst die westpreußischen Idioten nicht mehr. Ich denke, die Niederlage von Konitz hätte uns belehren sollen.“

Und die Einnahme eines ganzen Jahres gilt Ihnen nichts? Ich habe als Journalist niemals so viel verdient, als im Jahre 1900, das mit goldenen Zahlen in meinem Notizbuch eingetragen ist.“

„Ich habe andere Erfahrungen gemacht und möchte die Zeit nicht wieder erleben, verehrter Herr Doktor. Wir haben allerdings im Anfang

viel Geld verdient, haben gut gegessen und noch mehr getrunken, aber vergessen Sie auch nicht, wie viele, auch nichtjüdische, Existenzen, durch unsere Partei ruiniert worden sind. Vergessen Sie nicht, wie viele hinter Gefängnismauern seufzen und uns verfluchen! — Dokter, ich habe ein Gewissen, und das schreit in mir, dass wir dereinst vor dem Richterstuhle Gottes zur Verantwortung gezogen werden!“

„Amnenmärchen! Es ist ein Verdienst, dieses gottverfluchte Volk zu verfolgen!“

„Aber, Dokter! Die ewige Vergeltung, an die auch die Juden glauben, ist Ihnen ein Amnenmärchen, und an den Ritualmord glauben Sie! Dokter, Dokter, was sind das für Widersprüche! Sie haben doch wenigstens ein Semester und eine Vorlesung über Logik gehört!“

„Genug, Dreher, ich glaube daran und möchte meinen Kopf verwetten, dass die Juden für ihre Mazzen das Blut christlicher Kinder gebrauchen.“

Der Einsatz ist für mich nicht verlockend — aber meinetwegen, glauben Sie, was Sie wollen, nur verschonen Sie mich damit.“

„Heureka!“ rief auf einmal Dr. Bächlein, „da kommt unser Pastor, der wird Ihnen den Kopf waschen, der hat gründliche Studien im Talmud gemacht.“

„Der — Talmud studiert — der Pfaff weiß besser Bescheid in den Schlafkammern seiner Dienstmädchen, als in den Mysterien der Juden.“

Nach einigen Minuten kam der Pastor Gösell

hinein und begrüßte salbungsvoll die beiden Herren.

„Sie kommen wie gerufen, Herr Pfarrer. Dieser Thomas bestreitet entschieden, dass die Juden das Blut von Christen für ihren Osterkuchen brauchen. Lesen Sie ihm ein Privatissime, hochwürdiger Herr, und stärken Sie ihn im Glauben.“

„Wie, mein Sohn, Sie bezweifeln die Mysterien der Juden, bezweifeln die Geschichte der Ritualmorde von Simon von Trient, von Damaskus, Tisza-Eßlar und waren selbst Zeuge der Vorgänge nach dem Morde des unschuldigen Jünglings von Konitz?“

„Unschuldiger Jüngling, ist gut, Herr Pfarrer, das hätte sich der Ermordete allerdings nicht träumen lassen, einmal aus geistlichem Munde so bezeichnet zu werden. Was ich von seiner Unschuld in unsern Kreisen in Konitz gehört, trieb selbst älteren Lebemännern die Schamröte in das Gesicht. Wenn Sie keinen anderen Blutzeugen für den Ritualmord besitzen, wie Ihren keuschen Jüngling von Konitz, dann packen Sie ein mit Ihren Märchen.“

„Aber, Sie müssen doch zugeben, dass der arme Junge schändlich hingeschlachtet wurde —“

„— nachdem ihn der Vater, Gatte oder Bräutigam in den Armen seiner Dulcinea ertappte, ja!“

„Sie sind ja ein unverbesserlicher Pessimist! Wüsste ich nicht, welch ein begeisterter Vertreter unserer arischen Rasse Sie sind, ich hielt Sie für —“

„Genug, Herr Pfarrer, ich bin Lokalredakteur

und Korrektor unserer Zeitung und kenne meine Pflicht. Ich bekämpfe auch die Juden, soweit sie unlautere Geschäfte machen — an Ihre Mysterien glaube ich nimmermehr!“

„Wehe, wehe, Söhnlein, Du wirst eines Tages böse aufwachen!“

Nun mischte sich auch Dr. Bächlein in das Gespräch. „Das ist ja alles sehr schön, meine Herren, aber mit diesen ewigen Streitigkeiten in unserer Mitte helfen wir unserer Partei nicht auf. Erkennen Sie doch unsere Lage, meine Herren: Kommt nicht bald ein neues Ereignis, ein jüdischer, welterschütternder Betrug à la Humbert, ein Landesverrat à la Dreifuß oder — verzeihen Sie, Dreher — ein Ritualmord, so hat unsere Partei aufgehört zu existieren; wir aber können — betteln gehen!“

„Aber Verehrteste! Warum so pessimistisch; wir haben ja unsern großen Helden in Berlin, unsern Herrn Pückler, unsern Rektor,“ deklamierte der Pfarrer, „und hier,“ — er griff in die Brusttasche — „habe ich eine geheime Mitteilung von dem Komitee der M. I. T.¹⁾ — wir sind doch unbelauscht? Bitte, sperren Sie die Tür fest zu — ein galizischer Überläufer, der demnächst getauft werden soll, vertraute dem Grafen Pückler, dass das Blut zu den diesjährigen Mazzen die Juden aus dieser Provinz liefern müssen. Ob durch Abzapfung oder Mord, sei egal, aber Blut sei notwendig. Graf Pückler forderte ein schriftliches Be-

¹⁾ Meschugge ist Trumpf! Anm. des Setzers.

kenntnis, das er gegen ein hohes Honorar von dem Juden erhielt. Der Verräter ist, leider noch ungetauft, seither verschwunden; wir aber wissen jetzt, wohin wir unsere Aufmerksamkeit richten müssen, um endlich diese Mörder zu ertappen, dann aber, meine verehrten Herren, sind die Peiniger unseres Herrn und Heilandes ihrem Schicksale verfallen und unser geliebtes Vaterland gehört wieder uns Deutschen. Dazu gebe uns der Herr in seiner Gnade Kraft und Beistand.“ Dabei faltete der fromme Herr demütig seine Hände und blickte verzückt nach oben.

Dreher stampfte zornig mit den Füßen. „Schwindel, Herr Pfarrer, fauler Zauber; wir machen uns bodenlos lächerlich, schlimmer als in Konitz. Wenn der galizische Jude das Geheimnis seiner Glaubensgenossen für Geld verschachert hat, so hätte er nachher nicht auszureißen brauchen.“

„Aber die Rache der Juden!“ wandte Dr. Bächlein ein.

„Sie glauben, unsere preußische Polizei ist nicht mächtig genug, einen polnischen Juden zu schützen?! Schwindel sage ich. Pückler ist ein Opfer des roten Manasse oder Ephraim geworden! Meinetwegen machen Sie, was Sie wollen. Stellen Sie Ihre Spione auch hier aus, denn unsere Stadt mit den zweihundert jüdischen Familien kann doch nur gemeint sein, — aber machen Sie uns lächerlich, so schüttle ich den Staub von meinen Füßen. Adieu, meine Herren, viel Glück zum Ritualmord!“

Mit diesen Worten verließ er zornig das Lokal. Auf der Straße begegnete ihm der Verleger, Bruno

Held, der ebenfalls im Begriffe stand, seinen Abendschoppen zu trinken. „Guten Abend, Herr Held. Wollen Sie dem Roten Hahn ein Trankopfer bringen? Zwei Priester der Menschenliebe sind schon bei der Arbeit, aber nehmen Sie sich in acht, sie dürsten nach Menschenblut!“

„Was haben Sie, Dreher, Sie blitzen ja vor Wut?“

—

„Vor Wut und Zorn, Herr Held, wenn ich sehe, wie an dem Ruin unserer Partei und Ihrer Zeitung gearbeitet wird. Nehmen auch Sie sich in Acht, — machen Sie uns noch einmal lächerlich, so gehe ich, aber nicht ohne die fünftausend Mark, die ich Ihnen geliehen; Sie wissen, dass ich Zwangsmaßregeln anwenden kann. Guten Abend, Herr Chef, und viel Vergnügen zum Abendschoppen!“

Die Verschwörung.

Nachdem der Verleger das Lokal betreten, schlossen sich die drei Herren ein und hielten eine lange, geheime Beratung, deren endliches Resultat war, dass der Expedient Bause nach dem Roten Hahn gerufen wurde.

„’n Abend, meine Herren Jönner, womit kann ick dienen?“

„Zuerst trinken Sie einen,“ sprach sein erster Chef.

— „Und dann noch einen,“ sekundierte Dr. Bächlein.

„Det wird jemacht, und dann?“

„Dann suchen Sie unsern Herrn Schmielinsky; er wird in einer Wirtschaft sitzen, um Volksstudien zu machen; den bringen Sie um jeden Preis hier-

her; wir warten bis 9 Uhr, das sind zwei Stunden.“

„Det ist allens? — machen wir sauber — aber meine Herren, — vierundzwanzig größere Restaurants und Hotels, in jedem een Schnitt —“

„Weiß schon,“ sagte der Chef, „hier sind drei Mark und zwei weitere Mark, wenn Sie ihn rechtzeitig bringen. Aber nun trapp, trapp!“

Nach einer Stunde kam Bause atemlos mit einem rotglühenden Kopfe wieder hereingestürzt und warf sich atemlos in einen Stuhl. „Herr Jesses, meine Herren, war det eene Jagd! Wat habe ich geschwitzt, nee, so wat, det wees der Deibel!“

„Heraus mit der Sprache!“ schrie Dr. Bächlein.

„Sachte, Doktorchen, man langsam, unser eener hat och eene Lunge und trockne Kehle Sie werden noch früh genuch ohnmächtig werden! Ne, so wat!“ Nachdem er einen Schoppen heruntergestürzt, sagte er bedächtig:

„Wie meenen Sie, wo ick unsern Schmilinski gefunden?“ — „Mensch, foltern Sie uns nicht. Wir sind nicht hier, um Rätsel zu lösen, heraus mit der Sprache!“ — „Na, na, man jemütlich, awer stärken Sie sich, sonst fällt och der Ehrwürdige vom Stuhle. Ihr polnischer Offizier kam um sieben Uhr geradewegs aus dem Judentempel!“

„Mensch, sind Sie des Teufels!“ rief Held.

„Wieviel Gläser hatten Sie denn getrunken, dass Sie unsern Mitarbeiter aus der Synagoge kommen sahen?“

„Unsinn,“ rief auch Dr. Bächlein, „Schmilinski ist ein in der Wolle gefärbter Antisemit!“

„Er ist ein überzeugungstreuer Bruder in Christo; ich habe selten einen Journalisten kennengelernt, mit einem solch vielseitigen biblischen Wissen, wie diesen ehemaligen Offizier,“ fügte salbungsvoll der Pfarrer hinzu.

„Na, denn nicht. Wollen Sie mir nicht jloben, er wird jleich hier sind. Ick habe jewartet, bis er sich von dem Bankier Stern getrennt hat und habe ihn dann hierher bestellt.“

„Was sagte er denn, Bauseken?“

„Er schien erschrocken, janz bleich, aber er wollte kommen.“

Der Offizier a. D. Schmilinski stand einige Minuten starr vor Schrecken, nachdem er die Bestellung Bauses entgegengenommen und monologierte:

„Ausgespielt, Mordsche, ausgespielt! Geschieht mir recht, warum lasse ich mich noch einmal mit diesen Reschoim¹⁾ ein. Aber, hineingelegt habe ich sie boruch haschem.²⁾ Zuerst den Dreschflegelgrafan. Ich machte ihm weiß, dass aus dieser Provinz das Blut für die Mazzes geliefert werden muss und für fünfhundert Mark gab ich dieses Geheimnis schriftlich und ging — pleite. Hier schreibe ich Ihnen die blödsinnigsten Auszüge aus dem Talmud, die noch keines Menschen Gehirn erdacht, und sie nehmen alles für bare Münze, seitdem ich dem Gallach³⁾ ein chaldäisches Werk gezeigt, worin er keinen Buchstaben lesen kann. Könnte ich noch einmal fünfhundert Mark ausschlagen, so wäre ich imstande

¹⁾ Antisemiten. ²⁾ „Gelobt sei Gott.“ ³⁾ Pastor.

in Zürich oder Bern zu promovieren! Muss mich gerade heute dieser versoffene Bause aus der Schul kommen sehen, wo ich die Megillo gehört. Wie komme ich da hinein und wieder heraus? Köppchen Mordche, mach' dein Käppchen auf, pflegte mein Rebbe zu sagen, wenn ich einen herben Rambam erklären sollte.“

Mit ernster Miene betrat Schmilinski das Lokal zum Roten Hahn. „Guten Abend, meine Herren! Sie wünschten mich zu sprechen, womit kann ich dienen?“

„Setzen „Sie sich, Herr Schmilinski, haben wir Sie gestört? Woher kommen Sie?“

„Direkt aus der Höhle des Löwen, aus dem Judentempel!“

„Mensch, sind Sie verrückt!“ rief Dr. Bächlein.

„Was haben Sie in der Judenschul zu tun? Die Courage hätt' ich nicht!“

„Alles für unsere Partei,“ rief begeistert Schmilinski. „Ich konnte es schon riskieren, da ich vorläufig hier noch fremd und mir die Zeremonien der Juden aus meiner Vaterstadt Krakau bekannt sind. Bei uns kennt jeder Christ sämtliche Gebräuche der Juden, und ich habe als Führer einer Kompagnie alljährlich die jüdischen Rekruten zu allen vaterländischen Gedenktagen nach dem Tempel führen müssen. Ich habe nicht allein dem Gottesdienst für das Purimfest beigewohnt, sondern bin auch zu der häuslichen Feier von dem ernstesten Vorsteher eingeladen worden.“

„Das ist ja großartig, Herr, Sie haben Glück!“

Da werden wir ja alles erfahren und kommen so sicher und rasch zum Ziele!“ rief Dr. Bächlein.

„Meinen Sie? So haben wir doch nicht gewettet, mein Herr! In den Tempel bin ich gegangen, weil ich, wie gesagt, das Zeremoniell für das Losfest kennen lernen wollte, und weil ich hoffte, dass einer der Juden irgendeine unvorsichtige Bemerkung machen würde. Da kam der Vorsteher und hat mich, dem Fremden, wie das bei den Juden üblich ist, für morgen Abend zur Purimfeier bei sich eingeladen. Ich gelte natürlich für einen Juden, verstehe auch zur Not Hebräisch nach der portugiesischen Aussprache. Merken die aber, dass ich diese Sprache wie ein christlicher Geistlicher ausspreche, und wird, wie ich vermute, wirklich etwas von Blut und Mazzen gesprochen, dann gnade mir Gott!“

„Wir haben dann den längst ersehnten Ritualmord! O, mein Sohn, wenn Sie sich opfern würden!“ rief der Pfarrer.

„Ich denke nicht daran, Herr Pfarrer, veranlassen Sie doch einen aus Ihrer Gemeinde, oder — opfern Sie sich! Ich habe noch eine alte Mutter zu ernähren.“

„Mich und die Gläubigen dieser Stadt kennen die Juden, nur ein Fremder ist imstande, ihnen die Geheimnisse zu entlocken. Wenn Sie, Herr Schmilinsky, doch diese benützten, ich würde gern 300 Mark aus meiner Tasche opfern.“

„Was sollen mir 300 Mark, wenn ich morgen Abend unter dem Schächtmesser verbluten muss?“

„Aber Herr Schmilinski, bedenken Sie die Glorie des Märtyrertums! Sie werden als Märtyrer unsterblich und in der ganzen Welt als Held und Opferlamm gefeiert werden!“

„Davon, Herr Pfarrer, kann meine alte Mutter nicht leben. — Ich werde Ihnen einen Vorschlag machen: Sie geben mir 500 Mark in fünf Scheinen. Ich werde sie in einem Briefe versiegelt auf die Brust binden. Diesen Brief müssen Sie nach meinem Tode finden. Sie verpflichten sich durch Handschlag, das Schreiben nebst Inhalt meiner Mutter zu senden. Geschieht mir nichts, was ich trotz alledem hoffe, so erhalten Sie das Geld zurück. Sollte ich als Opfer des jüdischen Fanatismus fallen, so werden Sie mir eine Träne der Erinnerung nicht versagen und mich rächen.“

„Bravo, junger Mann!“ sprach gerührt der Pfarrer, „so soll es sein! Wir versammeln uns morgen Abend um 7 Uhr wieder hier. Sie empfangen von uns genaue Instruktionen und 500 Mark — bringen Sie den Brief mit. Um 10 Uhr werden wir mit Polizeimannschaften das Haus des Bankier Stern umstellen und untersuchen, was mit Ihnen geschehen. Finden wir Sie — was unser Herr und Erlöser verhüten möge — als Leiche, dann erhalten Sie ein Begräbnis, wie es die Welt noch nicht gesehen hat, und Ihre die 500 Mark. Also bis morgen Abend, meine Herren! Dreher erfährt erst das fait accompli. Gott stärke Sie, Herr Schmilinski, und sei mit Ihnen und mit uns!“ Kommen Sie, Herr Doktor, und auch Sie, Herr Held.“

In tieferster Stimmung verließ das Kleeblatt den Roten Hahn.

Tableau!

Mit unterdrücktem Jauchzen ließ sich Schmilinski auf einen Stuhl fallen. „O diese Chamaurim!¹⁾ Wie ist es nur möglich? Ist denn dieser Gallach total mit Blindheit geschlagen?! Noch 500 Mark! Hurra! Morgen Nacht nach der Szudoh²⁾ fort über die Berge nach der Schweiz! Mit diesem Sündengeld, das ich zwei der größten Narren abgeknöpft, schaffe ich mir eine Lebensexistenz. He, Kellner — eine Flasche vom Besten!“

Am Purim-Abend saß Mordche Abrahamsohn, so hieß Schmilinski in Wirklichkeit, inmitten einer lustigen Gesellschaft im Hause des Bankier Stern. Er erheiterte die ganze Gesellschaft durch seine lustigen Aperçus, durch talmudische Sagen und polnische Witze, die wahre Lachsalven erregten, aber auch zum Trinken anregten. Da man nach den Worten unserer Weisen am Purim ausnahmsweise ein Gläschen über den Durst trinken darf, um über dem gesegneten Mordechai den bösen Haman zu vergessen, so machte auch unser Held von dieser Erlaubnis einen etwas ausgedehnten Gebrauch. Während die jüngere Gesellschaft nach dem Festmahl in dem Nebenzimmer mit Pfänderspielen sich amüsierte, die älteren Herren den vier Wenzeln huldigten, saß Mordche allein und trank immer

¹⁾ Dummköpfe, Esel. ²⁾ Festmahl.

noch eins, bis er unbeachtet von den andern besinnungslos unter den Tisch sank.

Draußen hörte man ein undeutliches Murmeln, leises Schelten, unterdrückte Kommandorufe, die ebenso wenig von der lachenden Jugend, wie von den Kartenspielern gehört wurden, am allerwenigsten aber von Mordche Abrahamsohn, der unter dem Tisch nach Noten — schnarchte.

Mit dem Glockenschlage zehn wurde an die Haustüre geklopft: „Im Namen des Gesetzes! Öffnet!“ ertönte ein Kommandoruf. Die Jugend unterbrach entsetzt ihr Spiel, ebenfalls die älteren Herren. Herein traten der Polizeikommissar mit zwei Sergeanten, ein Arzt, der Pfarrer Gösel, Bruno Held, Dr. Bächlein und Bause.

Wüdig trat der Hausherr dem Kommissar entgegen. Was wünschen Sie, mein Herr, und was soll Ihre Begleitung in meinem Hause?“

„Was bedeutet diese Gesellschaft in Ihrem Hause, Herr Stern?“

„Wir feiern unser Purimfest, die Niederlage des Begründers der antisemitischen Partei Persien und den Sieg des Judentums über den Hamanismus“, erklärte sarkastisch der Hausherr mit einem Seitenblick auf die ihm wohlbekannten Begleiter des Kommissars.

„Sie werden von diesen drei Herren beschuldigt, an einem Herrn Christof Schmilinski, einem ehemaligen polnischen Offizier, einen Ritualmord begangen zu haben. Was haben Sie darauf zu erwidern?“

„Dass ich nie im Leben weder den Namen gehört, noch die bezeichnete Person jemals gesehen habe.“

Dr. Bächlein trat ein und schrie: „Ich, der Herr Pfarrer und Herr Held bezeugen und beschwören, dass wir den genannten Herrn um 8 Uhr hierher begleitet und die Türe seither bewacht haben!“

„Geben Sie in Christo Namen der Wahrheit die Ehre, mein Sohn, und verharren Sie nicht, wie Ihre Väter, in der Hartnäckigkeit, denn der Herr sucht heim die Schuld der Väter bis ins vierte Geschlecht!“ deklamierte der Pfarrer.

„Suchen Sie Ihre Söhne woanders, Herr Pfarrer, vielleicht auf dem Lande bei Ihren Gutsnachbarn; in Judenhäusern finden sich Ihre Bastarde nicht und im übrigen verschonen Sie mich mit Ihren Narrheiten, sonst mache ich von meinem Hausrechte Gebrauch.“

„Halt!“ schrie Bruno Held, „hier liegt der Ermordete unter dem Tische! Herr Kommissar, nehmen Sie die Judenbande fest. Fesseln her!“

„Hier habe ich zu befehlen, Herr Held. Wer kennt diesen Menschen?“

Der Pfarrer, Held und Dr. Bächlein riefen unisono: Christof Schmilinski!

„Was sagen Sie dazu, Herr Stern?“

„Der Herr heißt Mordche Abrahamsohn, ein jüdischer Philologe, und ist mir von einem befreundeten Bankier aus Berlin warm empfohlen worden.“

„Was ist mit ihm geschehen?“

„Nun, er hat gegessen und getrunken!“

Inzwischen hatte der Arzt seine Untersuchung beendet und unter atemloser Spannung der ganzen Gesellschaft verkündete er, indem er jedes Wort betonte:

„Hier ist wirklich Blut vergossen worden, viel — Rebenblut. Der Mann hier, ob Schmilinski oder Abrahamsohn, ist sternhagel besoffen, sonst aber kerngesund! Guten Abend!“ „Ich bitte wegen dieser Störung sehr um Entschuldigung“, sprach darauf der Polizeikommissar, „und muss es Ihnen anheimstellen, ob Sie, Herr Stern, wegen dieser böswilligen Anschuldigung weitere Schritte zu tun gedenken. Vorläufig gedenke ich mit diesem Herrn ein ernstes Wort zu reden. Sie begleiten mich nach dem Polizeibüro. Ich wünsche weiter viel Vergnügen. — — —“

„Eine Stunde später sah man die drei Führer der Antisemiten verhüllten Hauptes den heimatlichen Penaten zueilen.“ (Esther 6, 12.)

Leil Schimurim.¹⁾

Eine Sedergeschichte.

Die giftige Antisemitensaat, die in den siebziger Jahren in der Metropole des neugegründeten Deutschen Reiches gesät wurde, war fast überall aufgegangen und hatte mehr oder weniger Giftpflanzen erzeugt, mindestens aber Unfrieden unter den verschiedenen Konfessionen und Misstrauen gegen die Juden hervorgerufen.

Längst vergessene Märchen aus dem Mittelalter feierten ihre Auferstehung, und die Verbreiter ihre Orgien in den faulen Erscheinungen ihrer Presse.

In dem Städtchen Frankenheim lebten die katholischen und evangelischen Bürger mit den 30 jüdischen Familien in Frieden und Freundschaft. Die Kinder sämtlicher Bürger besuchten gemeinschaftlich die städtischen Schulen, und die auf den Schulbänken geschlossene Freundschaft währte das ganze Leben hindurch. Man respektierte gegenseitig die religiösen Gebräuche. Protestanten und Juden bekränzten ihre Häuser, als einst der Erzbischof nach Frankenheim kam, um die älteste katholische Kirche in der Provinz in Augenschein

1) Nacht der Obhut (Gottes) (II. B. M. 12,42.)

zu nehmen, und an den Sabbathen und jüdischen Feiertagen fiel es keinem Christen ein, die jüdischen Kaufläden zu besuchen; sie warteten damit bis am Abend der betreffenden Feiertage.

Da kam die antisemitische Bewegung. Die Post brachte täglich ganze Stöße der bekannten Hetzblätter, die in jeder Nummer versicherten, dass die Juden die eigentlichen Erbfeinde des Deutschen Reiches wären und am Marke des Volkes zehrten

Davon hatten allerdings die biederen Frankentheimer bis dahin nichts gehört und empfunden, aber es musste doch wohl etwas Wahres daran sein, sonst dürften doch die Zeitungen so etwas nicht drucken und verbreiten — so resümierte der versoffene ehemalige Stadtschreiber Gerke in allen Kneipen des Städtchens: „Seid Ihr denn alle blind? „Die Juden ziehen Euch das Geld erbarmungslos aus der Tasche! Wollt Ihr Kleider kaufen, so müsst Ihr zu Lewin oder Abraham gehen; Fleisch bekommt Ihr nur von Philippsborn, um Kaffee und Zucker lauft Ihr zu dem frommen Juden Borchard.“ Anfangs traten wohlgesinnte Bürger ihm entgegen, darunter der Kämmerer Liebert, der bei ähnlicher Gelegenheit in einer Versammlung ihm antwortete: „Dass wir fast alle unsere Bedarfsartikel bei unseren jüdischen Mitbürgern kaufen, ist richtig. Die zahlungsfähigen Kunden wissen, dass sie bei allen Juden dieser Stadt gut und preiswürdig bedient werden. Die dubiosen Kunden stehen bei sämtlichen Juden in der Kreide, und wenn sie nichts mehr gepumpt bekommen, müssen sie bei den kleinen Pinschern

dieser Stadt schlechte Waren zu teuren Preisen kaufen. Dass die Juden es zu etwas bringen, ist ebenfalls wahr; sie arbeiten, sind solide und mäßig. Man sieht keinen von ihnen schon vormittags in den Kneipen, man hört sie nicht rasonieren über Kaiser und Reich, über Verelendung und Arbeitsmangel.“ Die Versammlung zollte dem Redner Beifall und der Hetzer schwieg.

Die Bewegung aber schritt unaufhaltsam fort und wurde unterstützt durch die sich täglich wiederholenden Beschuldigungen in den schon geschilderten Berliner Organen.

Es etablierten sich einige christliche Kaufleute und aus einem nahegelegenen Dorfe zog ein bekannter Getreidehändler Hermann Uhlich in die Stadt, der fast sämtliche Bauern in den anliegenden Dörfern ausgewuchert hatte, so dass er schließlich in seinem Wohnort seines Lebens nicht mehr sicher war. Er gab den Kleinbauern Vorschüsse, die ihm dafür die Ernte verpfänden mussten. Hatte er sie von allen Seiten umgarnt, so trat sein würdiger Bruder Otto Uhlich, ein ehemaliger Klempnergeselle, in Aktion, der erbarmungslos die Schlingen zuzog, und nicht wenige Katenbewohner mussten sich als Knechte verdingen oder — auswandern. Dieser Otto Uhlich, dem einst ein Schuldner ein Auge ausgestochen hatte, war nebenbei einer der Verrufensten Aufkäufer von dubiosen Forderungen, die er oft für wenige Mark in Auktionen erstand und dann die Schuldner bis an ihr Lebensende verfolgte, so dass ein Teil dieser

Unglücklichen, die keine Ruhe fanden, Selbstmord begingen¹⁾).

Dieses edle Brüderpaar zog von dem Dorfe Hoheturm, wo ihnen der Boden zu heiß geworden, nach Frankenheim. Hier fanden sie einen gefährlichen Konkurrenten in der Person des Juden Jakob Moritz, der nicht allein als wohlhabender und reeller Getreidehändler in der ganzen Provinz bekannt und beliebt war, sondern der mehrere Opfer der geschilderten Vampire aus ihren Händen befreit hatte. Der Hass, den das edle Brüderpaar gegen diesen einen Juden empfanden, übertrugen sie, nach berühmtem Muster, auf alle Bekenner des Judentums, und die erwachte antisemitische Bewegung, die auf dem Lande fast nirgends festen Fuß fassen konnte, hatte ihre Übersiedelung nach der Stadt beschleunigt.

In Frankenheim fanden sie einen getreuen Gesinnungsgenossen in dem schon geschilderten ehemaligen Stadtschreiber Gerke. Da letzterer viel Durst, große Schulden und selten Barmittel hatte, so wurde er bald der Schuldner des Brüderpaares und ihr gehorsamer Sklave.

Es fanden sich in der Stadt noch einige ent-

¹⁾ Diese Schilderung ist kein Fantasiegebilde des Autors. Die gezeichnete „Hyäne des bürgerlichen Schlachtfeldes“, so wurde er von einem Gerichtspräsidenten bezeichnet, existiert in der Tat in einer mitteldeutschen Stadt, wo er und seine gleichartige Tochter sein Unwesen treibt, und nicht wenig Juden sind seine bemitleidenswerten Schuldner.

gleiste Existenzen und aus dieser Elite der Bürgerschaft wurde mit dem Gelde der Brüder Uhlig ein antisemitischer Verein gegründet, dessen Präses der Stadtschreiber Gerke wurde. Zu den Requisiten eines echt deutschen Antisemitenvereins gehört notwendig auch ein Berliner Hetzapostel, und je inferiorer ein solcher ist, desto größer ist der Zulauf des Janhagels. Ein wirklich gebildeter Redner, wenn diese Partei einen solchen aufzuweisen hätte, legt sich eine gewisse Reserve auf, aber eine Wirkung erzielt er nicht, weil er nicht verstanden wird. Je hanebüchener die Ausführung, desto mehr Radau wird erzeugt. Das wissen die Berliner Führer, und daher ist die Qualität ihrer Wanderredner durchaus den Zuhörern angepasst. In der Hauptstadt beschränkt sich der Radau auf den Saal, worin sich bei den Vorträgen fast stets dasselbe Publikum findet. In der Provinz pflanzt sich nach einem solchen Vortrag der Spektakel in den Straßen fort und macht sich fast immer durch Einwerfen der Fenster in den Häusern und Läden der Juden und besonders in den Synagogen Luft.

Auch für den neugegründeten Verein wurde einer der bekanntesten Hetzapostel, ein ehemaliger Anstreicher, der sich Maler nannte, verschrieben, der dem noch unbekanntem Verein die Weihe geben sollte. Der Vortrag wurde publiziert und die Bürger nach einem Wirtshaus in der Vorstadt eingeladen, gegen ein Entree von 20 Pfg. den berühmten Reichstagsabgeordneten, Maler A., zu hören. Kein Mensch dachte an etwas Böses, da

hier noch niemals laute Beschimpfungen gehört wurden.

Bevor wir die Vorgänge des Abends und die traurigen Folgen erzählen, wollen wir mit einigen Strichen den Helden dieser Episode zeichnen.

Jakob Moritz, der jüdische Getreidehändler, war ein anscheinend stiller, harmloser Mensch, der in Gesellschaft ein aufmerksamer Zuhörer war, sich aber selten an einer Diskussion beteiligte und nur durch eine gelegentliche treffende Bemerkung den Beweis lieferte, dass er mit Verständnis den Gesprächen gefolgt war. Eine Hünengestalt mit der Kraft eines Riesen, konnte ihn ein Kind lenken. Seine Familie gehörte zu jenen Starken, die S. Kohn in einem gleichnamigen Roman schildert.¹⁾ Stillschweigend herrschte auch in dieser Familie die Überlieferung, dass kein Mitglied jemals seine Hand gegen einen Mitmenschen erheben dürfe, es sei denn, um eine persönliche Gefahr abzuwenden. Und bei Jakob wurde die ihm innewohnende Glut überdies durch eine von ihm überaus geliebte Frau gedämpft. Die Familie Moritz bestand aus drei Söhnen, wovon der älteste, Alfons, vor dem Referendarexamen stand und zurzeit unserer Erzählung, die Osterferien, wie alljährlich im Hause seiner Eltern verlebte. Der Zweite war im Geschäft seines Vaters tätig, der Jüngste noch Schüler, und die einzige Tochter, das Ebenbild der Mutter, befand sich noch im Flügelkleide des Backfisches.

¹⁾ „Die Starken“ von S. Kohn, Prag, bei Brandeis.

Totschlag.

Der Stud. jur. Alfons Moritz kam mit mehreren Kommilitonen, die ebenfalls die Ferien in Frankenheim verlebten, von einem Abendschoppen. Zu Dritt gingen die befreundeten Studenten Arm in Arm durch die Straße, als in derselben Stunde auch der Vortrag des antisemitischen Agitators zu Ende war, und durch die geschilderten Schandtaten der Juden, durch die ebenfalls gezeichnete Schreckens- und Weltherrschaft der Alliance Israelite-Universelle aufgeregten Zuhörer diskutierend mit den jungen Leuten zusammentrafen. „Recht hat er“, schrie Hermann Uhlig, „die Juden sind Giftschlangen in unseren deutschen Gauen!“ „Blutsauger, die am Mark unseres Lebens zehren,“ echote Otto Uhlig; „überall drängen sie sich vor, und wo sie sich einmal eingenistet, da ist dieses Unkraut nicht mehr auszurotten!“ Da seht her, ein Judenbengel Arm in Arm mit unseren deutschen Jünglingen. Pfui Teufel! Schämt Ihr Euch nicht, mit diesem schmutzigen Judenlummel brüderlich zu verkehren; mit einem Wuchersohn!?“ Alfons riss sich von seinen Kameraden los: „Otto Uhlig nennt meinen Vater einen Wucherer und Blutsauger, und die Zeitungen berichteten vor kurzem, dass er seit einigen Jahren sechs Schuldner in den Tod getrieben — dieser elende Mörder!“ „Verfluchter Judenbengel! Das soll Dir schlecht bekommen!“ Mit diesen Worten packte Hermann Uhlig den Alfons, der sich tapfer zur Wehr setzte. Einer der Zuschauer war mittlerweile nach dem

Kontor des Jakob Moritz gerannt und schrie hinein: „Kommen Sie rasch, Herr Moritz, die Antisemiten schlagen Ihren Alfons tot!“ „Wo?“ rief der Vater. „Dort unten auf der Straße; hören Sie das Geschrei?“ Moritz stürzte barhaupt; die Straße hinunter, wo er mit einem Stoß den Kreis durchbrach, der sich um die Kämpfenden gebildet hatte.

Alfons war gestürzt; Hermann Uhlig holte aus, um den am Boden Liegenden noch einem Schlag zu versetzen. Da erhielt er wie ein Blitz einen Hieb in den Nacken, und er fiel um wie ein Sack. Jakob Moritz schob den Besinnungslosen mit einem Fuß zur Seite, nahm seinen Sohn am Arm, und murrend machten die deutschen Helden dem Juden Platz.

Man trug den Leblosen nach der nahegelegenen Apotheke, wo ein herbeigerufener Arzt konstatierte, dass der Geschlagene — tot war. Der Schlag des gereizten, kräftigen Mannes hatte ihm das Gehirn zertrümmert. Die Hiobsbotschaft wurde zuerst der Familie Moritz überbracht. Die ganze Stadt war in Aufruhr; die Familie des Totschlägers in heller Verzweiflung. Die Hausfreunde rieten zur schleunigen Flucht, die auch sofort durch den Garten des Hauses nach dem Dorfe Hoheturm, wo der Schwager des Moritz eine Gastwirtschaft führte, bewerkstelligt wurde. Von da ging die Reise nach Lübeck, wo ein Kapitän, der stets Getreide für Moritz nach Schweden beförderte, ihn noch in derselben Nacht nach Kopenhagen beförderte. Dort war der tiefgebeugte, unschuldige Attentäter zu-

nächst in Sicherheit. Er konnte von Kopenhagen aus Nachrichten erwarten und Anordnungen für seine längere Abwesenheit treffen. Drei Wochen später landete der unglückliche Mann in New York und musste nun, fern von der Heimat und von den Seinen, für unabsehbare Zeit sich eine neue Existenz gründen.

In Frankenheim kam es an dem betreffenden Abend fast zu einer Revolte. Der Berliner Agitator hielt ad hoc eine Ansprache an seine Getreuen auf offener Straße, worauf der Pöbel johlend durch die Stadt zog, verschiedene Läden der Juden und sämtliche Fenster im Hause von Moritz demolierte, bis die Gendarmerie, die von allen Seiten herbeigerufen wurde, mit Mühe die Ruhe wieder herstellte.

Inmitten dieser Tumulte dachte kein Mensch daran, den Jakob Moritz zu verhaften, und als die Verhaftung in der Mitternachtsstunde erfolgen sollte, war er auf dem Wege nach Lübeck.

Die Volksleidenschaft ist unberechenbar, noch mehr aber die Volksstimme, die wahrlich nicht immer nicht Gottes Stimme ist. Sie ist vielmehr launenhaft, wie das Volk selbst. Was es heute bis in den Himmel hebt, reißt es morgen wieder herunter. Bismarck war bis zum Juni 1866 nach seinen eigenen Worten der bestgehassteste Mann in Deutschland, und es gab kein beschimpfendes Prädikat, das auf ihn nicht angewandt wurde. Nach dem Siege zu Königgrätz wurde er der populärste Mann Europas und bis zu seinem Tode wurde er wie ein halber Gott verehrt.

In einem Dorfe des Großherzogtums Baden, wo auch Juden wohnen, wurde kurz vor Ostern 1900 ein ermordetes Kind gefunden. Die Bewohner blieben ruhig, und einige Wochen später bekannte sich der Stiefvater als Mörder.

Die Volksstimme wird künstlich erzeugt und je gewissenloser die Demagogen das Volk hetzen, desto mehr Erfolge zeitigen sie. Das Drama in Konitz, das der Verfasser in loco beobachten konnte, beweist diese Erfahrung. Dort wurde der zerstückelte Leichnam eines als leichtsinnig bekannten Jünglings gefunden. Die Volksstimme hatte zuerst instinktiv die später als richtig erwiesenen Motive entdeckt, dass er von einem Nebenbuhler oder von einem beleidigten Vater oder Gatten ertappt und totgeschlagen wurde. Diese Volksstimme hatte eine Dauer von acht Tagen. Da bemächtigte sich die Berliner antisemitische Partei dieses dankbaren Sujets — der Herausgeber des Zentralorgans, das gerichtsnotorisch als Erpresser-Organ heute gilt, hatte das ganze westpreußische Volk in wenigen Tagen so geschickt bearbeitet, dass man viele Jahre an einen Ritualmord glaubte.

In Frankenheim folgte die Ernüchterung schon am nächsten Vormittag. Nachdem die drei christlichen Kommilitonen des Alfons Moritz, Söhne der angesehensten Familien der Stadt, geschildert haben, wie ihr Freund von dem Erschlagenen beschimpft und misshandelt wurde und andere Zeugen ausgesagt, dass Jakob dem Uhlig nur einen Schlag versetzt hatte, da wandte sich der Zorn gegen den überlebenden Bruder, dessen Ver-

gangenheit überdies bekannt war, und besonders gegen den Berliner Demagogen, der ebenso wie der unglückselige Totschläger heimlich fliehen musste, um nicht von der empörten Bürgerschaft gelyncht zu werden.

Otto Uhlig war über die Flucht des Moritz, noch mehr über die feindliche Stimmung seiner Mitbürger, so ergrimmt, dass er, der einzige Erbe seines schwerreichen Bruders, eine Belohnung von 10 000 Mark ausschreiben ließ, die er mit der Verpflichtung bei Gericht deponierte, sie demjenigen auszuzahlen, durch dessen Vermittlung Jakob Moritz verhaftet werde.

Wenige Jahre später zog er aus Frankenheim nach Hamburg; wohin der ehemalige Stadtschreiber ihm folgte, um dort seine Korrespondenzen zu führen.

Die Rückkehr.

Eine Reihe von Jahren war verflossen. Jakob Moritz hatte in Texas eine gute Existenz gefunden. Sein jüngster Sohn Heinrich teilte seit zwei Jahren sein Heim und stand ihm geschäftlich zur Seite. Alfons hatte sich in Frankenheim als Rechtsanwalt niedergelassen, um seiner Mutter nahe zu sein. Die einzige Tochter war zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen und mit einem Arzt, dem Universitätsfreund Alfons, verlobt. Die beiden Brüder Alfons und Gustav Moritz, hatten sich mit zwei Schwestern, Töchter eines Bankiers in Frankenheim, ebenfalls verlobt. Die vereinsamte Mutter war nach der Flucht ihres Mannes immer stiller

geworden, und man fürchtete eine Zeitlang für ihren Verstand. Die tröstenden Briefe ihres Mannes, die Liebe der heranwachsenden Kinder, endlich die feste Zusicherung ihres ältesten Sohnes, der weit und breit als bedeutender Jurist gerühmt wurde, dass die Trennung von dem geliebten Vater in absehbarer Zeit zu Ende gehen würde, hielt die schwergeprüfte Frau aufrecht.

Einen Tag vor dem Passahfeste landete der Dampfer „Deutschland“, von New York kommend, in dem Hamburger Hafen. Ein hochgewachsener, etwas gebeugt gehender Passagier mit einem graumelierten Barte, war der erste, der über die Landungsbrücke ging und mit einem Dankesblick nach oben den heimatlichen Boden betrat. Er erkundigte sich am Hafen, wann der nächste Zug nach Lübeck, mit Anschluss nach Frankenheim, abgehe und nahm sofort eine Droschke, um nach dem Bahnhofe zu fahren. Am Hafen lungerte ein Strolch, der jedem ankommenden Passagiere demütig seine Dienste anbot. Als er im Begriff stand, den hochgewachsenen Angekommenen anzureden, stutzte er und wich zurück, horchte aber, wie er sich bei einem Droschkenkutscher nach dem Abgang der Züge nach Lübeck erkundigte. „Ich will mich frikassieren lassen, wenn das nicht der Jude Moritz ist! Warte nur, verfluchter Jude, dir will ich das besorgen!“

Er lief, so schnell ihn seine Beine trugen, der Droschke nach und kam zur rechten Zeit, als die Schalter geöffnet wurden, wie Jakob Moritz — das war in der Tat der Passagier — ein Billett nach der Zweigstation hinter Lübeck, von wo eine

Nebenbahn nach Frankenheim führte, forderte. Nach einer Viertelstunde war er bei seinem Arbeitgeber Otto Uhlig, der sein Geschäft aufgegeben und nur noch gelegentliche Geldgeschäfte machte, bei denen der ehemalige Stadtschreiber Schlepperdienste verrichtete

„Gefunden, Otto! Gefunden! Gehängt und geköpft!“ Mit diesen Worten stürzte er in das Zimmer des Uhlig — „Schon so früh besoffen, Gerke, oder plötzlich verrückt geworden?!“ — „Keins von beiden, verehrter Gönner; ich habe nur eine kostbare Entdeckung gemacht, die Ihnen einstweilen dreißig Märker kostet.“

„Ich werde mich hüten! An den Kalmus piepen wir nicht! — aber heraus mit der Sprache, was ist?“

„Der Jude Moritz ist angekommen, der Mörder Ihres Bruders.“

„Ist das wahr?“ rief Uhlig.

„Bei meinem Seelenheil, er ist hier!“

„Wo ist er, Mensch, reden Sie doch!“

„Erst dreißig Märker Abzahlung. Hole mich der Teufel, sonst lasse ich ihn laufen, und Sie haben das Nachsehen.“

„Hier sind Sie dreißig Mark, Sie Blutsauger, — aber nun heraus mit der Sprache; ich muss es noch erleben, dass der Jude geköpft wird!“

„Nun, mit dem Köppen wird es wohl nichts werden, aber so ein paar Jährchen wegen Totschlags wird immer noch für ihn abfallen. Er ist schon auf dem Wege nach Frankenheim; ich stand dabei, wie er aus dem Dampfer kam, nach dem

Bahnhofs fuhr und dort ein Billett löste. Wenn wir den nächsten Schnellzug benutzen, sind wir um elf Uhr abends dort und können ihn, nach der Begrüßung mit seiner Familie, durch Gendarmen wieder abholen lassen. Die Juden feiern heute Abend ihren Passah — das wäre ein Ritualmördchen für uns! Kommen wir nicht noch heute Abend, morgen hat uns sein Söhnchen, durch den Sie manchen fetten Wucherprozess verloren, die Beute weggeschnappt, oder sonst einen Advokatenkniff gemacht, — also vorwärts! In zwei Stunden geht der Zug. Ein Irrtum meinerseits ist ausgeschlossen.“

Das edle Paar machte sich reisebereit und war abends um 11 Uhr in Frankenheim, wo sie bei dem Bürgermeister vorfuhr.

Leil schimurim.

Im Hause von Jakob Moritz war der Sedertisch festlich gedeckt. Die Mutter, eine noch immer imposante Erscheinung, die durch einen elegischen Zug noch verschönt war, saß an der Seite ihres ältesten Sohnes, der sich anschickte, das „Ho lachmo anjo“¹⁾ zu sprechen. Alle übrigen Kinder saßen mit ihren Verlobten rings um den Tisch. Der Rechtsanwalt erhob sich, — da öffnete sich die Türe! — — — „Allmächtiger! mein Jakob!“ schrie die Mutter und fiel der Tochter ohnmächtig in die Arme.

Alle weinten; der Rechtsanwalt, kreidebleich,

¹⁾ Seht, das ist das Brot des Elends (das unsere Väter gegessen).

umarmte den Vater und zog ihn dann bei Seite. „Mein geliebter Vater, ich brauche Dir meine Freude nicht zu schildern, aber ich freue mich mit Zittern. Du bist, entgegen unserer Verabredung, einen Tag zu früh angekommen. Wirst Du noch heute verhaftet, so macht man Dir den Prozess, und Du erhältst dieselbe Strafe wie vor Deiner Flucht.“

„Lass gut sein, mein Sohn; ich konnte nicht wissen, dass der Dampfer schon morgens, anstatt, wie mir versichert wurde, erst am Abend ankommen würde. Nachdem ich einmal den vaterländischen Boden wieder betreten, packte mich die Sehnsucht wie ein Fieber; ich musste, und wenn es mein Leben kosten würde, den Seder mit Euch begehen. Kein Mensch hat mich in der dunklen Nacht erkannt und um dieses zu verhindern, musste ich Euch überraschen. Beruhige Dich, mein geliebter Sohn, Gott wird helfen! Es ist leil schimurim; der Wächter Israels wird uns behüten, der Retter unserer Ahnen wird auch mir endlich die Freiheit geben!“

Jakob Moritz gab in althergebrachter Weise den Seder, nachdem sich die Angehörigen etwas beruhigt hatten. Die Mutter ließ seine Hand nicht mehr los, als wollte sie verhindern, dass er ihr nochmals entrissen werde. Die Kinder strahlten vor Freude, und nur der Rechtsanwalt konnte nicht in Stimmung kommen. Er sah ängstlich umher und horchte auf jedes Geräusch.

Während die Familie beim Essen saß, ging er nach seinem Büro, war aber nach zehn Minuten wieder zurück. Mit jeder Minute wurde die Gesellschaft heiterer, und auch die Stirne des Ältesten

entwölkte sich, nachdem er wiederholt auf die Uhr gesehen.

„Noch fünfzehn Minuten!“ flüsterte er vor sich hin. Da — die Uhr schlug $11\frac{3}{4}$ —, klopfte es an die Haustür. Die ganze Gesellschaft fuhr zusammen, der Rechtsanwalt bebte am ganzen Körper; Jakob Moritz vergrub sein Gesicht in den Schoß seiner Frau, die ihn an sich presste.

„Öffnen Sie, Herr Rechtsanwalt! Im Namen des Gesetzes! Ich bin es, der Bürgermeister!“

Noch einen Blick auf die Uhr, und der Rechtsanwalt erhob sich und rannte seiner Familie zu: „Wenn Euch die Freiheit des geliebten Vaters teuer ist, so haltet Euch eine Viertelstunde ruhig. In fünfzehn Minuten ist der Vater gerettet! Vertraut auf Gott und auf mein juridisches Wissen!“

Er öffnete die Tür, und herein traten der Bürgermeister, ein Wachtmeister und das edle Paar Otto Uhlig und Gerke, die vor einer halben Stunde angekommen waren.

„Sehr bedaure ich, verehrter Herr Rechtsanwalt, dass wir Sie in der doppelten Festfreude stören müssen. Die Herren zwingen mich, in meiner amtlichen Eigenschaft in der Nacht mich zu erkundigen, ob Ihr Herr Vater hier ist?“

„Mein Papa ist hier, Herr Bürgermeister; es bedarf zwischen uns keiner Rechtfertigung — mein Papa steht sogleich zu Ihrer Disposition. Und was wünschen Sie? Wandte er sich an die beiden Denunzianten.

Uhlig stotterte eine Erklärung. Der Rechtsanwalt zeigte nach der Türe: „Hinaus mit Ihnen!“

„Wir haben ihn!“ jauchzten die beiden und stürzten hinaus.

„So, meine Herren, nun werden wir in Ruhe die peinliche Angelegenheit ordnen. Mein Papa ist vor drei Stunden angekommen und betet mit der Familie zur Feier unseres Passahfestes. In zehn Minuten ist die Feier beendet, und ich gebe Ihnen mein Wort als Ehrenmann und Jurist, ich selbst liefere Ihnen meinen Vater aus. Wir denken nicht an Flucht; er wird jetzt alle Konsequenzen seiner unglückseligen Tat tragen. Bitte, setzen Sie sich, meine Herren.“

Der Bürgermeister erklärte jetzt sein Eindringen. Er erzählte, dass die beiden Hamburger ihn zwingen wollten, noch in der Nacht den alten Amtsgerichtsrat zu benachrichtigen, um einen Haftbefehl zu erwirken, dass er aber dieses verhinderte und sich erboten habe, unter diesen Umständen lieber selbst die Verhaftung vorzunehmen. Der Rechtsanwalt horchte auf, als er vernahm, dass keine Anzeige bei Gericht erfolgt wäre, und sein Gesicht klärte sich immer mehr auf. Er wurde zum Erstaunen der beiden Beamten beinahe heiter. Von dem Rathausturm dröhnten laut zwölf Schläge, und der Rechtsanwalt öffnete die Tür zu dem Zimmer, worin die Familie in banger Erwartung zusammensaß. Die Mutter schluchzte, als sie die Uniform des Wachtmeisters erblickte; die Kinder erhoben sich, und der Vater saß gebeugt auf seinen Stuhl.

„Hier, meine Herren, ist mein Papa! Bevor Sie zur Verhaftung schreiten, wollen wir unsere

Uhren kontrollieren, damit Stunde und Minute richtig im Protokoll vermerkt wird.“

„Ich habe zehn Minuten nach Mitternacht,“ sagte etwas erstaunt der Bürgermeister.

„Nach der Bahnuhr sind es bereits fünfzehn Minuten nach zwölf,“ setzte wichtig der Wachtmeister hinzu.

„Das genügt, meine Herren, und nun hören Sie: Heute vor zehn Jahren, am 8. April 1885, ist zum ersten und letzten Male ein Steckbrief gegen meinen Vater ergangen, und um zwölf Uhr Mitternacht den 8. April 1895 ist die Verjährung eingetreten! Hier, meine Herren, ist der Steckbrief, den ich vorhin aus meinem Büro geholt habe und hier zu Eurer Beruhigung, meine Geliebten, der Paragraph der Verjährung. Die Verhaftung kann trotzdem erfolgen, aber morgen ist der geliebte Papa frei!“

Der Bürgermeister schüttelte dem Rechtsanwalt die Hände, und beide Gesetzeshüter wischten sich die Tränen aus den Augen.

„Und nun, meine Herren, rasch noch ein Glas Wein! Wir aber, meine Geliebten, sprechen noch ein kurzes Gebet: „Ho lachno anjo“, zehn Jahre haben wir das Brot des Elends, der Trennung, gegessen — lechono habo b'ne chaurin“, nicht erst im nächsten Jahre, am nächsten Morgen ist der Vater frei!“

Ungeduldig warteten die Denunzianten auf der Straße, wo sich eine Anzahl Bürger versammelt hatten, die von der Rückkehr und bevorstehenden Verhaftung des Moritz gehört. Als die vier Herren

aus dem Hause traten, rief Otto Uhlig: „Hurra! Endlich haben wir den jüdischen Mörder!“ Kaum war das letzte Wort aus seinem Munde heraus, da hatte er von der Eisenfaust eines biederen Schlossermeisters einen Schlag darauf, dass ihm Hören und Sehen verging. Er und sein Kumpan machten sich schleunigst aus dem Staube.

Schluss.

Am andern Vormittag wurde Jakob Moritz dem Richter vorgeführt. Sein Sohn geleitete ihn und erklärte die Sachlage. Der Richter war schon vorher informiert und verfügte lächelnd, mit einem herzlichen Glückwunsch, seine einstweilige Freilassung. Mit offenem Munde, vor Schrecken starr, standen die beiden Denunzianten dabei.

Otto Uhlig forderte nunmehr die Prämie von 10 000 Mark, die er vor 10 Jahren auf die Ergreifung des Jakob Moritz bei der Gerichtskasse deponierte, zurück, wogegen Gerke entschieden protestierte, da er den Verfolgten erkannt und seine rechtzeitige Verhaftung veranlasst hätte.

Wie dieser Prozess ausging, entzieht sich unserm Interesse, denn wir sind der Überzeugung, dass sicher ein — Halunke ihn gewonnen hat!

Der tolle Graf als Kunstmäzen

Eine Pfingstgeschichte

Vorbemerkung. Am Pfingstfest sieht man an und in den Häusern unserer Mitbürger sogen. Maien, grüne, blühende Sträucher. Ebenso schmücken wir unsere Gotteshäuser und Wohnungen mit Blumen und Kränzen am Schobuo t. Anders in Galizien und wahrscheinlich auch in ganz Polen. Da sieht man an den Fenstern der jüdischen Wohnungen am Schobuo t kleine oder größere Bilder, welche Szenen und Gegenden aus dem heiligen Lande darstellen: ein Libanonwäldchen, die Lilien von Saron, den Berg Sinai usw. Diese Bildchen nennt man dort „Röselech“ (wahrscheinlich von Rose). Von einem solchen Röselech erzählt der Verfasser, der ein Bildchen aus seiner Jugendzeit aufbewahrt, folgende Episode, den Werdegang eines berühmten Malers.

Derjenige, der vor vielen Jahren, als Knabe, dieses Rösele gemalt, wird sich gewiss nicht mehr daran erinnern, aber mir kommt es sehr oft in den Sinn, und ganz besonders heute, nachdem ich eine Notiz in der Zeitung gelesen, die auf dieses Rösele Bezug hat, ja, als Fortsetzung desselben anzusehen wäre; jene Notiz nämlich lautet: „Der rühmlichst bekannte Historienmaler Arthur Liebgott, der sein letztes Bild hier ausgestellt hat, wurde für seine kunstvoll Leistung mit dem ersten Prämienspreis ausgezeichnet.“

Wie aber so ein kleines „Rösele“ Einen zuweilen von der dunkelsten Niederung auf die sonnigste Höhe des Glückes emportragen kann! Wäre nicht dieses Rösele, dann würde unser Arthur Liebgott bis zum heutigen Tage nur das schwarze Ahrele geblieben sein, wäre vielleicht heute ein „Klausner“¹⁾ oder ein „Schnorrer“, und am allerwenigsten würde er sich in einem europäischen Zeitungsblatte als rühmlichst bekannter Historienmaler verzeichnet sehen!

Wie aber kam überhaupt das schwarze Ahrele dazu, damals solche herrliche „Röselech“ zu malen? Ja, wer das genau erfahren will, der beliebe bei der Biene anzufragen, wer sie gelehrt hat, ihren Honigseim zu erzeugen, bei den Vögeln, von wem sie es gelernt haben, so kunstgerecht ihre Nester zu bauen, bei den Bäumen, sich an jedem neuen Frühling mit Blättern und Blüten zu schmücken, bei den Blumen, sich so farbenprächtig jedes Jahr herauszuputzen, und bei den Lerchen, so wunderbare Lieder zu singen. — Dieselbe Kraft, die jene treibt und drängt zu schaffen, zu blühen, zu duften und so frisch in die Welt hinein zu singen, trieb und drängte auch das schwarze Ahrele, seine „Röselech“ zu malen; denn von seinem Vater konnte er es nicht gelernt haben; der ja nur Flickschneider war, ebenso wenig auch von seinem Großvater, der zeitlebens in der Klaus hockte; möglich wohl, dass diese Kraft sich ihm von seinem Urgroßvater vererbte, aber Jenem hat der Zufall

¹⁾ Stiftsrabbiner.

nicht so glücklich mitgespielt, wie seinem Enkelkinde, dem schwarzen Ahrele, weshalb jener göttliche Funken in ihm verglommen und erloschen ist, so dass Niemand von demselben später etwas erfahren konnte.

Aber auch das schwarze Ahrele hatte genug zu kämpfen und zu leiden, bevor jener Zufall seinem Leben eine so glückliche Wendung gegeben hat; denn gegen die ihm innewohnende treibende und drängende Kraft erwachte eine andere, die sie im Keime zu ersticken sich bemühte und diese war keine andere, als die seines Melamed,¹⁾ eines knöchernen Männleins mit wild rollenden Augen und eisernen Fäusten, von denen das schwarze Ahrele fast jeden Tag einige Kraftproben erhielt, dass sich ihm schier die Glieder verrenkten.

„Wart’!“ knirschte das wütende Männlein, als er ihn einmal dabei erwischte, wie er während seines Vortrages aus dem Talmud verstohlen auf ein Papier, das er auf dem Schoße hielt, einige Figuren hinzuzeichnete, „wart’, ich will Dir mit dem da was aufmalen!“ und jach sauste das Pfeifenrohr in seiner Hand über den Rücken des armen Ahrele. „Und nun weiter!“ fuhr darauf der Wüterich mit singender Stimme in seinem Vortrag fort: „Ein Ei, das gelegt wurde am Feiertag!“²⁾

„Ein Ei, das gelegt wurde am Feiertag“, wimmerte ihm das schwarze Ahrele mit weinerlicher Stimme nach und verwünschte in seinem Herzen das fatale Ei bis in das zehnte Geschlecht

¹⁾ Lehrer. ²⁾ Ein Traktat aus dem Talmud.

hinein, das just am Feiertag in die Welt kommen musste, um ihm so viel Leid und Schmerzen zu verursachen, aber kaum waren einige Augenblicke vorüber, vergaß das schwarze Ahrele schon wieder den wütenden Melamed mit seinem wuchtigen Pfeifenrohr und behielt nur noch die Henne mit ihrem Ei in gutem Andenken, indem inzwischen auf dem Papier, das er schon wieder hervorholte, eine hockende Henne entstand mit aufgeblasenen Federn und gespreizten Flügeln, die sich eben eifrig damit beschäftigte, ein Ei zu legen.

Zu Hause hatten auch die Eltern mit dem schwarzen Ahrele ihre liebe Not: Tag und Nacht nur schmieren und klecksen, bald auf dem Tisch, bald auf der Bank und bald wieder auf den Wänden, dass nirgends ein reines Plätzchen zusehen ist. Das ist ihm gar nicht mehr auszutreiben, nicht mit Worten, nicht mit Schlägen! Was soll aus dem Jungen eigentlich werden? Hätte er wenigstens so einen Hang zum Schnitzen, zum Schreiben, zum Nähen, so ließe sich doch hoffen, aus dem Jungen wird ein Tischler, ein Schreiber, ein Schneider werden, zum mindesten etwas, was einem Brot gibt, aber so eine Schmiererei, wer braucht sie, wem nützt sie? Wahr ist allerdings, der Junge malt Ratten, dass man sie lebend vor sich zu sehen glaubt, aber fehlt es denn der Welt an Ratten, dass der uns noch welche hinzumalen braucht? Er malt auch Bäume, ganz, wie man sie in den Wäldern sieht, aber haben wir denn nicht genug Bäume, dass der uns noch einige auf Papier verschmiere? Von den echten hat man wenigstens Holz zum

Heizen, aber so ein gemalter Baum, wer kann von ihm Nutzen haben? Ein wahres Unglück mit dem Jungen, er ist rein wie besessen!

Einmal gar mussten wir alle seine Kollegen seinetwegen von dem Pfeifenrohr unseres Rabbi kosten, mehr als es uns lieb war.

Einmal nämlich, als der Rabbi das Talmudbuch des schwarzen Ahrele öffnete, machte er solche verblüfften Augen, dass wir alle, von einer unwiderstehlichen Neugierde getrieben, uns zu unserem Rabbi hindrängten, um zu sehen, was ihn so sehr in Erstarrung versetzte, und siehe, von der Innenseite der Einbanddecke blickte uns die Figur unseres Rabbi entgegen in täuschender Ähnlichkeit und mit einer solchen Komik ausgeführt, dass wir alle in ein lautes Gelächter ausbrachen. Das Bild zeigte nämlich unseren Rabbi just in dem Augenblicke, wo er mit seinem Pfeifenrohr auf einen von uns losstürzte, mit Schaum vor dem Munde und mit flatternden Peies und Bartspitzen, als wollten sie mit ihm davonfliegen, und da fliegt just auch das Sammetkäppchen ihm vom Haupt und enthüllt auf demselben ein blühendes Geheimnis, das er der Welt immer zu verheimlichen suchte. Das laute Gelächter, das wir bei diesem komischen Anblick erhoben, brachte das ohnedies erregte Blut unseres erzürnten Rabbi noch mehr in Wallung, sodass er wie ein gereizter Bär sich auf uns stürzte und Hieb auf Hieb mit seinem Pfeifenrohr unter uns verteilte, worauf er den Urheber, das schwarze Ahrele, mit beiden Fäusten so zu bearbeiten anfing, dass ihm die Glieder krachten,

wobei er ihm unausgesetzt mit kreischender Stimme zurief: „Wart’ nur, wart’, ich werde Dir schon diesen Klecksteufel austreiben, Du Hund!“

Doch mit dem Austreiben wollte es dem guten Manne keineswegs so leicht gelingen, wie er es sich gedacht, was keiner von uns zu bedauern hat, am allerwenigsten das schwarze Ahrele selber. Ein jäher Zufall, der inzwischen kam, gab seinem Leben mit einem Schlage eine sehr glückliche Wendung. Dieser Zufall war in dem Städtchen bekannt unter dem Namen: der verrückte Graf.

Der verrückte Graf war in dem Städtchen Geißel und Wohltäter zugleich; denn mit gleicher Freigebigkeit teilte er Püffe, Mauschellen und reiche Spenden unter die Leute aus. Er galt allgemein als Sonderling und in der Tat waren auch die Wohltaten, die er übte, nicht frei von einer komischen Sonderart. Er stellte gleichsam die Humanität immer auf den Kopf und ergötzte sich daran, sie oben mit den Beinen zappeln zu sehen. Aber auch in dieser verkehrten Gestalt hörte die Humanität nicht auf, Humanität zu bleiben. Um dem Leser einen annähernden Begriff von seinem Wesen zu geben, will ich hier einige Episoden aus seinem Leben erzählen, die geeignet sind, ihn zu charakterisieren.

Eines Tages, als er wie gewöhnlich in der Judengasse seine Streifzüge machte, bemerkte er einen armen Glaser, der mit mehreren Scheiben unter dem Arm in jedem Hause Nachfrage hielt, ob für ihn etwas Arbeit vorhanden sei, ohne auch nur einen einzigen Kreuzer zu verdienen.

Da regte sich in ihm Erbarmen mit dem armen Manne.

„He, Glasermeister“, sprach er ihn an, „hast Du Dir heute schon etwas erarbeitet?“

„Nicht einen Kreuzer, allergnädigster Herr Graf!“ beteuerte der Arme, der ehrerbietig tief den Hut zog.

„So komme spätestens in einer Stunde in die Weinstube zu N.“, befahl er ihm, „wo Du mich bereits finden wirst, aber bringe so viel Scheiben mit, als Du und Dein Gehilfe nur tragen könnt, denn ich habe dort sehr viel Arbeit für Dich — verstanden?“

Der Glaser verstand und eine Stunde später erschien er mit seinem Gehilfen in der betreffenden Weinstube, beide mit Scheiben in allen nur möglichen Größen beladen.

„Wo befehlen der allergnädigste Herr?“ fragte er den bereits dort wartenden Grafen.

„Nun eben hier, wo Du bist!“

„Hier?“ wiederholte der Glaser befremdet, der sich in der Stube nach allen Seiten umsah,— „hier fehlt ja keine einzige Scheibe!“

„Aber Dir Hungerleider fehlt es mit Weib und Kind an Futter, und da werden auch schon Scheiben fehlen müssen. — Verstehst?“

Und der Glaser verstand schon wiederum, denn der Graf erhob seinen dicken Knotenstock und fuhr mit demselben gegen eine Scheibe los, dass diese klirrend in Stücke auseinanderflog und von dieser ging es zu einer andern und darauf wieder zu

einer andern, bis alle Scheiben der Fenster und Schränke zertrümmert waren.

„Siehst Du“, sagte darauf der Graf unter lautem Lachen, „siehst Du, wie wir uns Rat zu geben wissen — Jetzt fass an, Glaser, aber nur rasch!“

Der Glaser brachte seine Scheiben bis zu der letzten an, dann, als ihm noch einige zurückblieben, zerschlug der Graf mit seinem Knotenstock aufs Neue einige frisch hineingesetzte Scheiben, bis der Glaser auch die letzte anbrachte.

„Jetzt“, rief ihm der Graf zu, als er mit seiner Arbeit fertig war, indem er ihm dreißig Gulden hinwarf, „Jetzt geh' mit Deinem Verdienst Deine Jungen füttern!“

Ein anderes Mal wieder ritt er auf seinem Schimmel auf dem Marktplatze herum und sah, wie unter den Händlerinnen, die dort ihren Sitz hatten, eine arme Jüdin mit heiserer, beinahe eingetrockneter Stimme aller Welt ihren Kram von irdenen Töpfen und Schüsseln anbot, ohne auch nur einen Heller zu lösen. Da bemächtigte sich seiner wieder jenes Gefühl von Mitleid und, seine Reitpeitsche schwingend, sprenkte er mit einem Satze mitten unter die Töpfe und Schüsseln hinein, dass diese im Nu in tausend Scherbenstücke zerstampft waren. Die arme Jüdin riss weit den Mund auf, aber nur um freudig auszurufen: „Dank dem allergnädigsten Herr!“, denn bevor sie Zeit hatte, einen Schrei oder einen Fluch auszustoßen, lag eine Fünfigerbanknote ihr zu Füßen — das Zehnfache von dem Werte ihres ganzen Krams.

Warum der Graf diese barocke Art für seine Wohltaten gewählt hatte, darauf gab es überall nur eine Antwort: „Weil er eben der verrückte Graf ist!“ Er selber hatte freilich ein anderes Motiv dafür: „Bei mir“, sagte er immer, wenn darauf die Rede kam, „bei mir gilt die Parole: „leben und leben lassen! Ich will wohl den Armen und Dürftigen helfen, aber auch ich will dabei leben und mir ein ergötzliches Stündchen machen, und wenn so Töpfe und Scheiben in Trümmer auseinanderfliegen, so habe ich meine Passion daran. Übrigens will ich auch, dass die Leute ihren Kreuzer verdienen und nicht erbetteln. Im Allgemeinen kommt aber auch meine Zerstörungslust vielen zu statten: dem Fabrikherrn, den Arbeitern und den Glasern. Das wäre mir aber auch eine schöne Sache, wenn sich da Niemand finden sollte, der die Scheiben zerstörte. Da müssten die Fabriken bald ihren Betrieb einstellen! Und was geschieht dann mit den vielen armen Arbeitern? So ist es einmal im Leben, der Eine hat den Beruf zu schaffen und der Andere zu zerstören, das gleicht sich aus!“

Dieser verrückte Graf war es auch, den die Vorsehung dazu bestimmt hatte, unserm schwarzen Ahrele auf die Beine zu helfen.

Es war am schönen Wochenfeste. Alle jüdischen Häuser schmückten sich, wie alljährlich, mit dem freundlichen Grün der Blätter, und in den Fenstern prangten die allerschönsten „Röselech“. Die Reichen wetteiferten miteinander, indem sie fast jede Scheibe mit einem anderen „Rösele“ schmückten.

Mendele Schimmer gar, der bekannte Emporkömmling der Stadt, tat eins drüber und hing einige Tausender-Banknoten zum Fenster hinaus, als wenn er sagen wollte: „Das sind meine „Röselech“! Das arme Schneiderlein, der Vater des schwarzen Ahrele, verfügte natürlich nicht über solche Röselech wie Mendele Schimmer, und deshalb sagte er zu seinem Sohne: „Das ganze Jahr über haben wir von Deinen Klexereien Kummer und Ärgernis, so lass uns auch einmal Nutzen von Dir haben — geh', häng' uns etwas von Deinen Malereien hinein.“

Ahrele ließ es sich nicht zweimal sagen und schmückte die niedrigen, versunkenen Fenster des kleinen Häuschens mit den schönsten Bildchen, die er hatte. Brauche ich da zu erwähnen, dass kaum ein Einziger von der großen Menge den Röselech des schwarzen Ahrele irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt, und dass sie dafür in hellen Haufen vor dem Hause des Mendele Schimmer sich ansammelten, wo die Tausender in den Fenstern prangten? Aber es fand doch bald Einer, der vor dem niedrigen Häuschen des Schneiderleins bewundernd stehen blieb, und dieser war — der verrückte Graf. Auf den Arm eines Freundes gestützt, kam er wie gewöhnlich langsam und schleppenden Schrittes in die Judengasse, wo er hier und dort einen Blick hinwarf. „Was ist das aber für eine Bildergalerie, die meine Juden heute ausstellen!“ lachte er, aber er geriet alsbald wieder in aufschäumenden Zorn, als er zu Mendele Schimmer in die Fenster hineinsah.

„So pack Dir Deine Flunkerei zusammen, Du Windbeutel!“ schrie er mit heftiger Stimme ihm durchs Fenster zu, indem er drohend seinen dicken Stock zu ihm erhob, so dass der arme Schimmer, zitternd wie Espenlaub, hastig seine Tausender zusammenraffte und mit ihnen sofort vom Fenster verschwand. Ganz anders vor dem Fenster des armen Schneiderleins. Da blieb der Graf auf einmal wie festgebannt stehen. „Aber schau’ doch einmal her,“ rief er seinem Begleiter zu. „Wie kommt nur der Jude zu solchen Bildchen? Bei Gott, die zeigen Talent, ausgesprochenes Talent, allerdings noch unreif, aber große natürliche Begabung! Kreuzdonnerwetter noch einmal! Was für ein Rosenstrauch, und jener rauchende Berg! Da wette ich, in dem, der das gemalt, steckt eine Künstlerseele — muss doch einmal nachsehen!“ Und dabei bückte er seine stolze Gestalt und trat mit seinem Begleiter durch die niedrige Türe zu dem Schneiderlein in die Wohnung. Bei seinem Anblick geriet die kleine Welt, die sich hier tummelte, in die größte Verwirrung. Das vor Überraschung über die Stirne rot gewordene Schneiderlein riss sich hastig das Käppchen vom Haupte und machte auf einmal zwanzig Bücklinge, so dass er wie ein lebendiges perpetuum mobile aussah. Sein Weib lief wie besessen hin und her, ohne zu wissen, was sie mit sich anfangen sollte, und die im Zimmer anwesenden Kinder schlüpfen wie die scheuen Mäuschen ein jedes in ein anderes Loch hinein.

„Chajim, Mosche, Feibisch oder wie Du sonst heißt“, sprach inzwischen der Graf in seiner Weise

das Schneiderlein an, „sag’ mir, wer Dir die Dinge dort an den Fenstern gemalt hat?“

Das Schneiderlein kratzte sich verlegen am Kopfe; es wusste nicht, ob es vorteilhafter sei, die Wahrheit zu gestehen oder zu verleugnen — endlich brachte es zaghaft hervor:

„Mein Jüngel, allergnädigster Herr Graf!“

„Dein Jüngel? So lass es einmal sehen, dieses Jüngel!“

Das Schneiderlein schleppte alsbald das sich sträubende schwarze Ahrele vor den Grafen hin.

„Das ist mein Jüngel!“ stellte er ihn vor.

„So sag’ mir nur, Junge“, sprach jetzt der Graf das schwarze Ahrele mit derber Stimme wie gewöhnlich an, „hast Du das gemalt oder nicht?“

Das schwarze Ahrele, das geglaubt, dass ihn dafür neue Schläge erwarten, duckte sich und stammelte spielte mit weinerlicher Stimme: „Ich werde schon nicht mehr!“

„Ob Du es ja wirst oder nicht, das habe ich Dich nicht gefragt — vor allem will ich wissen, ob Du das gemalt hast!“

„Ja, ich,“ stöhnte das reumütige Ahrele, „aber ich werde schon nicht mehr!“

„Gerade umgekehrt,“ wendete der Graf, der sich Mühe gab, einen milden Ton anzuschlagen, ein, indem er dem schwarzen Ahrele begütigend die Wange strich, „jetzt wirst Du erst recht — aber sage mir, wie kommst Du nur darauf, das zu malen?!

„Wie sollte ich dazu kommen?“ fragte Ahrele

zurück, durch die Zutraulichkeit des Grafen mehr Mut fassend. „Ich sehe und male nach!“

„Schon recht, mein Junge! Aber wer hat diesen Sinn in Dir geweckt? Von wem hast Du das gelernt?“

„Von wem soll ich denn lernen? Ich habe ja selber Augen?“

„Der hat selber Augen,“ lächelte der Graf seinem Begleiter zu, „als ob Augen allein genügen, so was malen zu können, aber sag’ mir,“ fuhr er dann zu Ahrele fort, „wer hat Dich dazu bestimmt, diese Dinge zu malen?“

„Weiß ich?“ erwiderte Ahrele., „Aber ich habe immer eine große Freude daran, den Himmel zu sehen, die Bäume und alles, was schön in der Welt ist, dass ich mir sage: Ei, das will ich auf Papier nachschaffen!“

„Nachschaffen!“ wiederholte der Graf, „das ist das rechte Wort, mein Junge! Aber sage mir, wie hast Du es beispielsweise gewusst, dort bei jener halb geöffneten Knospe ihr mit solchen feinen Abstufungen Schatten zugeben, um die einzelnen sich erschließenden Blättchen zu markieren?“

Das schwarze Ahrele sah den Grafen, während er zu ihm sprach, ganz verwundert an, ohne nur ein einziges Wort zu verstehen; endlich erwiderte er:

„Ich verstehe Sie nicht, was Sie sagen: Schatten? Ich habe keine Schatten. Wieso kann man Schatten geben? Ich verstehe Sie nicht!“

„Das sehe ich, dass Du mich nicht verstehst, aber siehst Du, das da nennt man in der Malerei Schatten, und dadurch werden in dem Bilde, das ja nur

auf einem flachen Papier gemalt wird, Senkungen und Hebungen erzeugt, so dass das Auge sich in einem tiefen Raum zu verlieren glaubt. Verstehst Du mich schon jetzt?“

„Ich weiß von allem gar nichts,“ beteuerte Ahrele, „ich weiß nur, dass ich hier eine Rose gemalt, und da musste ich so machen!“

„Musste“, betonte der Graf zu seinem Begleiter, das ist das rechte Genie, es schafft oft unbewusst, wie die Natur selbst, auch sie plant und rasoniert nicht, sondern sie muss. Wenn zu so viel natürlicher Begabung erst Kunst und Bewusstsein, gleichsam Zucht und Wahl hinzukommen, — was wird der erst leisten können! Wir haben hier vor uns einen rohen Brillanten, der noch den Schliff braucht!“ und zu Ahrele gewendet, fügte er hinzu: „Was meinst Du dazu, mein Junge, wenn man Dich malen lernen lassen sollte? Wie Du jetzt mit Tinte zeichnest, das ist doch nicht das Rechte. Man würde Dich lehren, wie die Farben zu mischen, um beispielsweise den Sonnenuntergang zu malen, den blauen Himmel, die Bäume, wie sie in vollen Blüten stehen oder wie sie zu verwelken anfangen. Du könntest dann auch ganze Landschaften, wie Du Dich ausdrückst, auf dem Papier nachschaffen, bewaldete Berge, rieselnde Bäche, Felder voll goldene Saaten, die im Winde leise sich bewegen und darüber im tiefblauen Himmel die aufsteigende Morgenröte. Möchtest Du das alles gerne lernen?“

Die Augen des schwarzen Ahrele füllten sich,

während der Graf so zu ihm sprach, mit einem wunderbaren Glanz.

„Ei! Ei! Möchte ich das alles lernen!“ rief er mit rührender Bewunderung.

„Dann,“ fuhr der Graf fort, „würdest Du es auch verstehen, Szenen aus dem Leben und aus der Geschichte mit Farben zu malen, sagen wir aus Deiner Bibel, z. B. wie Jakob seinen Sohn beweint, oder wie Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen gibt und dergleichen noch mehr!“

„Ei! Ei! wäre das schön!“ — rief das schwarze Ahrele begeistert aus, indem er vor Vergnügen sich die Hände rieb.

„Nun freilich wäre das schön,“ stimmte der Graf lächelnd zu, „doch mit Dir bin ich bereits fertig,“ und zum Schneiderlein gewendet, fuhr er fort: „Hast Du Dein Auskommen von Deiner Schneiderei?“

„Auskommen!“ wiederholte das Schneiderlein traurig, „wir arbeiten und Tag und die Nacht Hände wund, wir gönnen uns nicht einen Augenblick zu ruhen und haben kaum das trockene Stückchen Brot zur Sättigung.“

„Wäre Dir z. B. mit einem Zuschuss von dreihundert Gulden jährlich geholfen?“

„Drehundert Gulden!“ schrie das Schneiderlein, da nie so viel Geld zusammen sich gedacht hat, „drehundert Gulden — der hochgnädige Herr Graf fragen erst?“

„Diese könntest Du jährlich bei mir bekommen!“

„Was, dreihundert Gulden!“ rief das Schnei-

derlein außer sich, „hochgnädigster Herr scherzen wohl?“

„Durchaus nicht — doch diese bekommst Du nicht umsonst, Du weißt, ich schenke nicht gern!“

„Was? soll ich dafür vielleicht dem allergnädigsten Herrn Röcke nähen — ja, ich verstehe auch Röcke zu nähen!“

„Nein, Deine Röcke brauche ich nicht, aber etwas anderes gibst Du mir dafür!“

„Und was denn? Möge der hochgnädige Herr befehlen.“

„Dein Jüngel überlässt Du mir dafür!“

Aha! dachte das Schneiderlein, da kommt am Ende doch der verrückte Graf heraus.“

„Mein Jüngel —“ stotterte der Arme verlegen. „Wer gibt ein Kind von sich weg, und möge es noch so ungeraten sein?“

„Aber Du Narr, er bleibt ja weiter Dein, nur will ich aus ihm etwas Rechtes machen, was Dir Ehre und Wohlstand bringen soll . . .“

„Und was werden der hochgnädige Herr aus ihm machen?“ forschte das Schneiderlein.

„So sage mir vorerst,“ begann der Graf, „hoffst Du, dass aus ihm ein Rabbiner wird?“

„Leider nein. Er ist ja immer hineinvertan in seine Malerei, dass er nicht einmal hört, was der Melamed zu ihm spricht.“

„Also ein Rabbiner nicht — hoffst Du, dass aus ihm ein Schneider wird?“

„Das noch weniger, der versteht ja nicht einmal, wie man einen Faden in das Nadelloch hineinbringt.“

„Also auch das nicht — und was denn?“

„Ach, wenn wir es wüssten!“

„Aber ich weiß es ja, und deshalb verlange ich von Dir, dass Du mir Dein Jüngel überlässt!“

„Mein Jüngel,“ räusperte sich das Schneiderlein, „hochgnädiger Herr, ich bin ein Jude!“

„Und was folgt daraus?“

„Dass auch mein Jüngel das bleiben muss, was seine Eltern waren!“

„Aber Du Narr, wer will denn, dass Dein Jüngel nicht Jude bleiben soll? Du sollst ihn sogar selber in Krakau, wo er das Malen lernen kann, das Kosthaus aussuchen, damit er nur Koscheres esse und streng zur Religion angehalten werde. Ist's Dir jetzt schon recht?“

„Leben soll der hochgnädige Herr hundert Jahr und noch mehr!“

„Und jedes Jahr,“ lachte der Graf, seine Briefftasche hervorziehend, bezahle ich Dir so fort mit 300 Gulden, hier dreihundert Gulden. Jedes Jahr bekommst Du von mir eine solche Summe, doch Du wirst es nicht lange gebrauchen, denn Dein Jüngel wird nach einigen Jahren in der Lage sein, Dich mit Deiner Familie in Glanz und Reichtum zu erhalten.“

„Und das alles von der Malerei — Gotteswunder!“ staunte das Schneiderlein.

Was der Graf ihm versprochen, erfüllte sich Punkt für Punkt. Nach den Feiertagen reiste das schwarze Ahrele, von seinem Vater und dem Grafen

begleitet, nach Krakau ab. Die Sache des Grafen war es, ihn in der Malerschule unterzubringen und die seines Vaters, ein jüdisches Kosthaus für ihn auszusuchen. Jährlich erhielt das Schneiderlein vom Grafen den Zuschuss von dreihundert Gulden, freilich nur einige Jahre, denn nach dieser Zeit war es Ahrele gegönnt, von dem Erlös seiner Arbeiten seinen Eltern einen Wohlstand zu verschaffen.

Wie weit Ahrele es in der Kunst gebracht hat, davon erzählt mehr als genug das Zeitungsblatt, das vor mir jetzt entfaltet ist. Jetzt heißt er lange nicht mehr das schwarze Ahrele, sondern der rühmlichst bekannte Maler Arthur Liebgott. — Seine Bilder werden prämiert. Jetzt lebt er in Glanz und Reichtum und das Städtchen D. rechnet es sich zur Ehre an, dass einst dort seine Wiege gestanden hat.

Gotteswunder und das alles durch dieses „Rösele“, das bis zum heutigen Tage in meinem Gebetbuche aufbewahrt ist.

O, wie viel Knaben mag es noch heute in der Jüdischen Gassen geben, die ebenfalls solche „Röselech“ malen.

Gibt es denn aber heute auch solche verrückte Grafen?

Hadassah.

Eine Sukkotgeschichte.

I.

Doktor Martin Wolfrom, wohlbestallter praktischer Arzt aus Danzig, kehrte von der Riviera zurück, wohin er einen erkrankten Freund begleitet hatte. Seelenvergnügt ordnete er, kurz vor der Einfahrt in Berlin, sein Gepäck; er freute sich, die Reise bald überstanden zu haben, er wurde ja in der Heimat sehnsuchtsvoll erwartet, nicht etwa von seinen Patienten — es waren nicht viele — sondern von seiner Angebeteten, Esther Blum, Tochter des Großhändlers Markus Blum. Esther war eine echte Saronrose, schlank wie eine Tanne, mit einem flammenden Augenpaar und dunklen Locken. Sie hatte nur den einen Fehler, dass der Vater ihr eine Mitgift von 200 Mille reserviert hatte und einen noch größeren, weil ihr Vater sie dem Sohne eines Jugendfreundes, einem Bankier aus Frankfurt a. M., versprochen hatte.

Während der Doktor seine Reiseutensilien in seinem Koffer ordnete, rollte eine gelbe Frucht aus dem Gepäckstück und fiel in den Schoß eines Mitreisenden, der bisher schlummernd in einer Ecke

saß. Dieser, ein junger, bleicher Mann in eleganter Kleidung, betrachtete die Frucht: „Ein Esrog¹⁾? wunderbar!“ „Sie kennen diese Frucht?“ fragte der Doktor. „Wie sollte ich nicht; mein Vater kauft alljährlich für uns Beide zwei der schönsten und teuersten Mubchorin²⁾, aber so etwas Schönes habe ich noch nie gesehen. Wo haben Sie diese gekauft?“ „Nicht gekauft, eigenhändig in Bordighéra gepflückt.“ „In Bordighéra! Dorthin wollte ich schon lange, aber mein Vater, dessen einziger Sohn ich bin, sträubt sich gegen eine so weite Reise. Waren Sie lange dort?“ „Nur einige Wochen; ich habe einen lungenleidenden Patienten dorthin begleitet.“ „Ah, ein Arzt!“ rief der Mitreisende entzückt und stellte sich vor: „Mein Name ist Felix Schwab.“ „Dr. Wolfrom, praktischer Arzt“, erwiderte der andere.

Während des Gesprächs wickelte der junge Mann ein wollenes Tuch um seinen Hals und hüstelte immerfort, sodass der Arzt aufmerksam wurde. „Sie scheinen leidend zu sein.“ „Ach ja, Herr Doktor, ich fürchte lungenkrank zu sein oder es zu werden. Ewiger Hustenreiz, Kongestionen nach dem Kopfe, Appetitlosigkeit usw., und dabei soll ich nach dem Willen meines Vaters heiraten. Mir graut vor der Brautschau in Danzig.“ „Also in Danzig wohnt Ihre Zukünftige. Dort praktiziere ich seit zwei Jahren. Wenn es nicht indiskret

¹⁾ Esrog, Paradiesapfel, zum rituellen Gebrauch am Laubhüttenfest.

²⁾ Mubchorin, ausgewählter Esrogim.

ist, darf ich fragen, wer die betreffende Dame ist?“ „Ich kenne sie gar nicht; mein Vater hat dort einen Jugendfreund und mit diesem hat er schon vor Jahren verabredet, dass ich dessen einzige Tochter heiraten soll. Ich befinde mich auf dem Wege nach Danzig, um Fräulein Esther Blum kennen zu lernen.“ Der Doktor war starr vor Überraschung, fasste sich aber bald wieder und fragte weiter: „Sie meinen die Tochter des Großhändlers Blum?“ „Eben diese. Kennen Sie die junge Dame?“ Der Doktor hatte rasch die Situation überdacht. „Ob ich sie kenne! Esther mit dem schiefen Mund. — — O verzeihen Sie; einige Freundinnen nennen sie so, weil sie von Zeit zu Zeit den Mund verzieht, um ihr Stottern zu verbergen.“ „Auch das noch“, rief verzweifelt der Mitreisende. „Sie wurde mir als eine vollendete Schönheit geschildert!“ „Ist sie auch, Herr Schwab, eine imposante Erscheinung, 190 Pfund Gewicht und 200 Mille bare Mitgift!“

Der blonde junge Mann fuhr entsetzt in die Höhe: „Eine Riesendame heirate ich nicht, die Mitgift brauche ich nicht! Mein Vater ist ein kleiner Millionär! Himmlischer Vater! Schiefes Maul, stotternd, dabei zwei Zentner schwer, und deshalb reise ich im Herbst vom Main nach der Ostsee.“ „Nun, nun“, beruhigte der Arzt, sichtbar erleichtert, „Danzig ist eine interessante Stadt — aber Sie sollten wirklich nicht während des rauhen Herbstes dahin reisen, wo selbst die kräftigsten Menschen den Katarrh nicht loswerden. Warten Sie doch bis zum Sommer, da ist die Luft der

nahen Ostsee kräftigend und dabei doch milde.“ Und lauernd fügte der Sprecher hinzu: „Die schöne Esther läuft Ihnen nicht davon. Erst gesund, lieber Herr, gesund und kräftig, und dann heiraten! Sie scheinen in der Tat asthmaleidend zu sein. Warum konsultieren Sie in Berlin, wo wir jetzt gleich angelangt sind, keine Kapazität?“ „Das war auch meine Absicht, Herr Doktor — wen können Sie mir für mein Leiden empfehlen?“ „Professor Dr. Lewinkranz, ein junger Spezialist für Krankheiten der Respirations-Organe, mein Jugendfreund und Studiengenosse. Er hat es weitergebracht, wie ich“, fügte er seufzend hinzu. Felix Schwab sprang auf: „Sie sind mein Mann, Herr Doktor, vielleicht mein Retter aus aller Not! Wo logieren Sie, gestatten Sie mir dasselbe Hotel zu wählen?“ „Aber selbstverständlich Wir steigen hier aus und sind schon beim Central-Hotel; in der Carlstraße wohnt der Professor. Ich werde ihn dringend bitten, noch vor Abend zu kommen. Er wird Sie in Ihrem Zimmer unter meiner Assistenz untersuchen und ich hoffe, Sie werden nach der Konsultation alle Ihre Sorgen los!“ „Abgemacht, Herr Doktor, und innigen Dank zuvor.“

Im Hotel schrieb Dr. Wolfrom folgenden Rohrpostbrief: „Herzensbruder! Ich bin soeben von der Riviera zurückgekehrt und habe unterwegs meinen Nebenbuhler kennengelernt, der im Begriff steht, nach Danzig zu reisen, um, *horribile dictu*, meine Esther zu heiraten. Der junge, schwerreiche, aber recht sympathische Mann ist angehender

Neurastheniker und von schwacher Konstitution. Er sträubt sich mit Händen und Füßen gegen die Weiterreise und gegen die Heirat selbst, und ich habe keine Veranlassung, ihn dazu zu überreden. Er will hier eine ärztliche Kapazität konsultieren, als solche habe ich Dich vorgeschlagen und zu diesem Zweck Dich zum Professor ernannt. Ich erwarte Dich im Zimmer Nr. 9, Zentral-Hotel. Du wirst Deinen Jugendfreund nicht im Stich lassen. Hilf mir den Nebenbuhler nach — Kairo zu schicken, das scheint auch sein sehnlicher Wunsch zu sein. Dann ist ihm, mir und meiner Esther geholfen!“

Zwei Stunden später fand eine erregte Unterhaltung zwischen den beiden Studiengenossen statt, wobei Dr. Lewinkranz entschieden gegen die ihm zugelegte Würde eines Professors protestierte. Die Untersuchung des Schwab aber wolle er dennoch vornehmen.

„Hier bringe ich Ihnen meinen gelehrten Freund, dem Sie volles Vertrauen entgegenbringen können, Herr Schwab!“ Mit diesen Worten führte er den Pseudo-Professor ein. Nach einigen einleitenden Worten über Familie und über das Alter der Eltern usw. wurde Schwab von beiden Ärzten auskultiert und gründlich untersucht. Dr. Lewinkranz schüttelte wiederholt sein weises Haupt und warf seinem Kollegen wütende Blicke zu. Nachdem der Patient sich wieder angekleidet hatte, erklärte Dr. Lewinkranz: „Die Diagnose hat nichts Bedenkliches ergeben. Sie können über Ihren Zustand ganz beruhigt sein. Mein Kollege wird Ihnen noch einige Verhaltensmaßregeln

geben. Ich habe für Sie jetzt keine Zeit mehr. Adieu!“

In Nr. 9 erklärte Dr. Lewinkranz seinem Freunde:
„Du spielst da eine bedenkliche Komödie; der junge Mann ist ja kerngesund!

„Das weiß ich ja, ich habe ihn ja auch auskultiert!“

„Nun also, was soll er in Kairo?“

„Bist Du schwerfällig! Er soll nicht nach Danzig, noch weniger soll er meine Esther heiraten!“

„Aber Freund! Das ist ja ein Missbrauch der ärztlichen Wissenschaft, ein Frevel sondergleichen, da mache ich nicht mit!“

„Aber Bruder, Du wirst doch nicht leugnen können, dass er schwach gebaut ist, dass es für eine derartige Konstitution direkt gefährlich ist, eine Frau von zwei Zentnern zu heiraten!“

„Also, auch dass hast Du ihm weißgemacht. Da fehlt nur noch, dass Du die Esther auch schielen und stottern ließest.“

„Das alles habe ich gründlich besorgt,“ antwortete zynisch der Intrigant.

„Mensch, hast Du vergessen, dass Esther Blum so gut kenne, wie Du? Esther zwei Zentner schwer?! Eine wahre Sylphide!“

„Weiß ich alles! antwortete Dr. Wolfgang mit stoischer Ruhe. „Aber er will meine Esther heiraten, und darum muss er für die nächsten Monate aus dem Wege; das ist meine Therapie!“

„Tue, was Du vor Deinem Gewissen und als Arzt verantworten kannst, mich aber lasse aus dem Spiel. Auf Wiedersehen! Grüße Deine Esther.“

Kaum war Dr. Lewinkranz heraus, da stürzte aufgeregt und bleich Felix Schwab in das Zimmer Nr. 9. „Nun, Herr Doktor, was sagte der Herr Professor? Steht es so schlimm mit mir, dass er es nicht der Mühe für wert hält, mir eine Kur vorzuschreiben oder Verhaltensmaßregeln zu geben?“

„Unsinn! Lieber Herr, — beruhigen Sie sich doch, — Sie sind überhaupt nicht krank, ich bitte dringend, mir zu glauben. Suchen Sie für diesen Winter ein mildes Klima auf, wo Sie vor Erkältungen geschützt sind, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Mensch und Arzt, Sie kehren kerngesund und gekräftigt im Monat Mai zu Ihren Eltern zurück. Das Fräulein Blum läuft Ihnen nicht davon,“ setzte er mit einem Seitenblick hinzu.

„An Fräulein Blum denke ich überhaupt nicht und an die Winterreise nach Danzig erst recht nicht, — aber wohin raten Sie und der Herr Professor, soll ich gehen?“

„Wenn Sie Mut und Selbständigkeit und vor allem genügende Mittel besitzen, so gehen Sie morgen nach einem Reisebüro Unter den Linden. Dort erfahren Sie die Reiseroute und fahren nach Kairo und bleiben bis „zum Frühjahr dort, — das ist mein Rat!“

„So ist's recht; Herr Doktor, — eine Mittelmeerreise war schon lange mein sehnlichster Wunsch. Unser hiesiger Bankier sorgt für eine beliebige Summe, die ich ebenfalls erheben werde, und damit mein Vater mir keinen Strich durch die Rechnung macht, stelle ich ihn vor einen fait accompli und schreibe von unterwegs.“

„Und Fräulein Blum?“ fragte lauernd der Doktor.

„Kann heiraten, wen sie Lust hat; meinen Segen hat sie. Ihrem Vater schreibe ich ebenfalls, dass ich meine Heiratspläne wegen Kränklichkeit vorläufig aufgegeben.“

„So ist's recht! Damit Sie sehen, dass ich Ihren Gesundheitszustand nicht für bedenklich halte, bin ich bereit, mit Ihnen Berlin bei Nacht zu studieren.“

„Angenommen, aber unter der Bedingung, dass Sie mein Gast sind, Herr Doktor — ich kann ja ohnedies meinen Dank für Ihre Liebenswürdigkeit in anderer Weise nicht abtragen.“

„Ahnungsloser Engel, Du!“ murmelte der Doktor in den Bart.

II.

Am dritten Tage nach dem Nachtbummel in Berlin und nach der Abreise des Felix Schwab nach Kairo schlich sich Dr. Wolfrom am Abend in den Garten des Großhändlers Blum, wo er in einer dunklen Laube bereits sehnsüchtig erwartet wurde, da man in der Morgennummer der „Danziger Zeitung“ die bedeutsame Anzeige lesen konnte: „Von der Reise zurück Dr. Martin Wolfrom.“ War das ein Wiedersehen oder vielmehr ein Wiederfinden am dunklen Abend, ein Austausch von Küssen und Liebesbeteuerungen.

„Gott sei Dank, Geliebter, dass Du wieder daheim bist; ich bedarf dringend Deiner Hilfe.“

„Du bist doch nicht krank?“ rief erschrocken der Doktor.

„Schlimmer, geliebter Martin, viel schlimmer, Du kennst doch den schrecklichen Heiratsplan meines Vaters, — nun, der präsumtive Bräutigam ist unterwegs. Am Chol-hamed¹⁾ soll die Verlobung sein!“

„Heißt er Felix Schwab?“

„Ja! Woher kennst Du seinen Namen?“

„Der ist besorgt und aufgehoben,“ rief lustig der Doktor; „den hab’ ich um die Ecke gebracht!“

„Ach!“ schluchzte Esther, „mir blutet das Herz, und Du machst Witze.“

„Aber nein! Geliebte, ich scherze nicht. Der Auserwählte Deines Vaters ist auf dem Wege nach „Kairo!“

„Im Ernst, — wie hast Du das angestellt?“

„Mein voller Ernst! In Frankfurt stieg abends ein blonder, bleicher Jüngling ins Coupé, der es sich in einer Ecke bequem machte und fast während der ganzen Fahrt schlief. Erst kurz vor Berlin erwachte er unter Gähnen und Hüsteln, und durch eine Frucht, die ihm, während ich den Inhalt meines Koffers ordnete, in den Schoß fiel, kamen wir in ein Gespräch; wobei ich mich als Arzt vorstellte. Er klagte allerlei Leiden, Husten, Schlaf- und Appetitlosigkeit und, als er bei dieser Schilderung allmählich auftaute, auch seine Seelenqualen, dass sein Vater in zwingen wolle, eine gewisse Esther Blum aus Danzig zu heiraten!“

¹⁾ Chol-hamoed, Zwischen-(halb-)feiertage am Laubhüttenfest.

„Seelenqualen!“ rief pikiert Esther. „Kein Wunder, Geliebte! Ich erzählte ihm, dass Du zirka zwei Zentner schwer seiest, einen schiefen Mund hast und stotterst. Da rief er entsetzt: „Ich heirate keine Riesendame!“

„Aber Martin! Ich zwei Zentner, stotternd und einen schiefen Mund!?“

„Nun, hätte ich etwa sagen sollen, dass Du das schönste Mädchen in der ganzen Provinz seiest? Den schiefen Mund hab' ich für mich allein reserviert!“

„Du Böser, Lieber! Aber warum schicktest Du ihn nach Ägypten?“

„Der gute Mann ist Neurastheniker; er verlangte eine medizinische Kapazität zu konsultieren, die ich ihm in der Person unseres Freundes und Kollegen Lewinkranz als Professor vorstellte. Wir untersuchten ihn gemeinschaftlich, und obwohl Kollege Lewinkranz mich schändlich im Stiche ließ, — ich glaube, er wäre in seiner Gewissenhaftigkeit so weit gegangen, ihn direkt hierher zu senden. Mir aber schwebte nur mein Liebchen mit dem schiefen Mund vor und verordnete ihm 3-6 Monate Kairo. Er ist schon unterwegs. Freund Lewinkranz aber laden wir zu unserer Hochzeit ein. Das ist meine Rache!“

„Wenn das nur gut geht,“ seufzte unter Lachen und Tränen Esther.

Der Brief von Felix Schwab kam pünktlich in Danzig an und verursachte dem Großhändler großen Ärger und Enttäuschung, ebenso dem Doktor eine maßlose Freude. Pünktlich stellte er sich einen

Tag später bei Blum ein. Die Werbung nahm einen dramatischen, aber unerwarteten Verlauf.

„Ich habe gegen Sie persönlich nicht das Geringste einzuwenden, nicht einmal gegen Ihre sehr geringe Praxis, die wohl kaum ausreicht, um von dem Ertrage eine Familie zu gründen; — aber, verehrter Herr Doktor, — verzeihen Sie meine Offenheit, wo es sich um das Seelenheil meines einzigen Kindes handelt. Ich weiß, dass unsere jüdischen Akademiker meistens Epikorsim¹⁾ sind. Schabbos und Jomtob sind in den Häusern der Ärzte und Rechtsanwälte unbekannte Begriffe, und über unsere Zeremonialgesetze spotten die Herren. So ehrenhaft der ärztliche Beruf und Sie selbst sind, ich kann Ihnen mein Kind unmöglich anvertrauen.“

„Ich kann zugeben, dass Ihre Vorurteile gegen unsere jüdischen Intellektuellen leider oft berechtigt sind, aber in betreff meiner Person irren Sie dennoch. Ich bin der Sohn eines frommen Rabbiners in der Provinz Posen, habe noch als Gymnasiast bis zum Abiturienten-Examen am Schiur²⁾ beim Vater regelmäßig teilgenommen. Freilich habe ich die rabbinische Literatur über mein Fachstudium etwas vernachlässigt, aber ich bin sehr wohl imstande, noch eine Raschi³⁾ oder Perek Mischnajoth⁴⁾ zu lernen. Ich kann ebenfalls versichern,

¹⁾ Epikorsim, Leugner der Gotteslehre.

²⁾ Schiur, talmudischer Lehrvortrag.

³⁾ Erklärung des Pentateuch.

⁴⁾ Erklärung des Pentateuch.

dass ich Sabbat und Feiertag, soweit es meine ärztliche Tätigkeit gestattet, heilighalte.“

„Na, na, Herr Doktor! Wie steht es denn mit dem Fest, das wir morgen beginnen?“

„Sie meinen Sukkot? Soll ich Ihnen die Dinim¹⁾ über Sukkot und der Arba minim²⁾ rezitieren? Die Sukko soll allerdings nach der Vorschrift des Orach chajim³⁾ 629 mehr Schatten als Licht haben; ich aber wünsche mir einen Stern (Esther), der darin auf immer strahlt.“

„Nicht übel, junger Mann, aber die vier Pflanzenarten? Wenn nun z. B. die Hadassim fehlen?“

„Die suche ich ja eben, denn Esther heißt Hadassah. Damit Sie aber sehen, werter Herr, dass ich mich ohne Ahnung von der heutigen Werbung auf das Fest vorbereitet habe, — da schauen Sie her!“ Mit diesen Worten zog der Doktor den Paradiesapfel aus der Tasche.

„Ah, einen Esrog, — wunderbar! So was Schönes, Vollkommendes hab' ich noch nie gesehen! Wo haben Sie den Apfel gekauft?“

„Nicht gekauft, in Borighera höchst eigenhändig gepflückt! Genau nach der Vorschrift des Orach chajim 647!“

„Den müssen Sie mir verkaufen, lieber Herr Doktor, fordern Sie eine beliebige Summe!“

¹⁾ Gebräuche.

²⁾ Vier Pflanzenarten zum rituellen Gebrauch am Laubhüttenfest.

³⁾ Gesetzbuch.

„Aber Herr Blum! Ein praktischer Arzt, Chirurg usw. und Ritualienhändler, das geht doch nicht! Ich schlage Ihnen ein frommes Tauschgeschäft vor: Ich gebe Ihnen zur Komplettierung Ihrer Arba minim diesen Esrog, Sie mir“ — mit diesen Worten kam verschämt Esther herein — „für meinen Feststrauß diese Hadassah.¹⁾ Ich will ihr ein Paradies schaffen, ein Haus, darin Thauro, Abodah und Gemiluth chassodim²⁾ treu befolgt werden soll.“

„Also, jüdisches Wissen und prächtiger Humor,“ flüsterte der alte Herr für sich hin, — „ich denke, ich kann es darauf hin wagen. Nun denn, lieber Doktor, bleiben Sie in allen Kämpfen des Lebens aufrecht wie die Palme, bescheiden wie die Bachweide. Ihr schöner Esrog hat Ihnen eine Hadassah gewonnen³⁾ Möge Euer künftiges Haus eine Sukkoth Scholaum⁴⁾ werden und bleiben! Am Chol hamoed⁵⁾ feiern wir Verlobung. Massel tob!“ — —

¹⁾ Hadassah heißt Esther und Esther zugleich auch Stern.

²⁾ Thauro, Aboda, Gemiluth chassodim: heilige Lehre, Gottesdienst und Wohltätigkeit.

³⁾ Diese vier Pflanzen bilden einen Feststrauß zum Gebrauch am Laubhüttenfest.

⁴⁾ Ein Haus des Friedens.

⁵⁾ Zwischenfeiertag am Sukkoth.

Ein verhängnisvoller Thoraschmuck.

Humoreske.

Die Sprechstunde bei dem Professor Goldenring, die am Sonntagvormittag nur bis 9 Uhr dauerte, war zu Ende. In Gedanken versunken saß der Gelehrte an seinem Schreibtisch und ließ die Goldstücke, die die Patienten diskret in die Schale gelegt, durch seine Hand gleiten: „Gold und immer wieder Gold! Geld und Geltung! Die höchste Stufe in der akademischen Laufbahn, dazu ein vornehmes Weib, einen prächtigen Sohn und dennoch nicht glücklich, nicht einmal zufrieden! Was fehlt mir noch?“ — Herein!“ — „Die gnädige Frau lassen fragen, ob der Herr Professor sie zum Gottesdienst in die Dankeskirche begleiten wollen?“ — „Sagen Sie meiner Frau, ich müsse zwei schwerkranke Patienten besuchen, vielleicht noch heute operieren. Das ist mein Sonntagsgottesdienst!“

„Das ist's. Gottesdienst in der Kirche! — Ein Meschummed¹⁾ bin ich geworden! Meine angebetete

¹⁾ Meschummed: Abtrünniger vom jüdischen Glauben.

Elise von Henkenhagen mit ihren sieben Ahnen ist wahrlich teuer genug bezahlt! Mein geliebter Vater! Noch sehe ich den ehrwürdigen Rabbi in der kleinen Posener Kehillah¹⁾, wie er von morgens bis in die Nacht über seinen Talmud sitzt, lernt und lehrt, und wie glücklich er auf seine lieben Kinder sah, die, wie er oft zitierte: „wie Ölbaumpflanzen seinen Tisch zierten.“ O er war in der Tat glücklich, trotzdem seine Jahreseinkünfte kaum so viel betragen, wie meine Sprechstunden in drei Tagen! Dass ist Glück, weil Gemüts- und Gewissenruhe!“

Ein Klopfen unterbrach die wehmütige Reflektion des Professors. — „Noch ein verspäteter Patient?! — Ah, Herr Abrahamsohn! Doch nicht wieder krank? Ich will nicht hoffen!“

„Nein, verehrter Herr Professor, ganz gesund, und mit Gottes und Ihrer bewährten Hilfe vollständig genesen.“

„Das freut mich sehr. Aber was bringen Sie da?“

„Herr Professor, Sie haben mir das Leben gerettet, Sie haben meiner alten Mutter den einzigen Sohn erhalten. Wir sind außerstande, Ihnen ein angemessenes Honorar anzubieten. Aber meine Mutter meint, Sie würden vielleicht ein kleines Angebinde gütig annehmen.“

„Aber, junger Mann, ich habe ja nur meine Pflicht getan, habe die Kur vollendet, nachdem ich

¹⁾ Gemeinde.

einmal Ihre Behandlung übernommen, was ist da weiter?“

„O, Herr Professor, weisen Sie unsere Gabe nicht zurück. Sie wissen, wir handeln mit hebräischen Gebetbüchern und Ritualien und da haben wir aus einer Erbschaftsmasse diesen Aufsatz für eine Thorarolle erworben. Sehen Sie“ — mit diesen Worten wickelte der junge Mann ein silbernes Türmchen aus der Umhüllung, einen silbernen Thoraschmuck, echt italienische Filigranarbeit, auf der Fahne in erhabener Goldprägung: Kodosch Haschem¹⁾ — „leider nur für einen Pfeiler, das Pendant dazu wird vielleicht einmal gefunden werden.“

„Herrlich, junger Mann, aber wie soll ich das Türmchen verwenden. Für die Synagoge ist es nicht zu gebrauchen, da das Gegenstück fehlt.“

„Stellen Sie es in Ihren Silberschrank; die Frau Professor kann bei dem Anblick daran denken, dass Sie mir das Leben gerettet haben, dass Ihr Beruf ein heiliger Beruf vor Gott ist.“

„Meine Frau, hm hm — ja, gewiss wird Sie davon erbaut sein — also genehmigt, junger Mann, und besten Dank für Ihre lebenswürdige Anerkennung. Adieu.“

„Kadosch haschem“, murmelte der Professor, „einen Schmuck für die Thora, die ich so schmäählich verlassen; der junge Mann ahnt nicht, in welche Verlegenheit er mich gesetzt. Was fang’ ich mit dem heiligen Gerät nur an? Halt, ich hab’s! Das

¹⁾ Kodosch haschem (heiliger Gottesname).

ist ein glücklicher Einfall. Kollege Haase hat mir bei der schweren Operation der Baronin Belleben assistiert; er weigert sich, dafür zu liquidieren, ich selbst kann ihm doch kein Honorar geben — also erhält er diesen Thoraschmuck. Für ihn besteht doch kein Weigerungsgrund, denn er ist Junggeselle.“

Der Professor ging sofort zu seinem Kollegen. „Was sagst Du zu diesem Schmuck, lieber Felix?“

„Ein Thoraschmuck! Wie kommt der Professor der Medizin zu solchen Ritualien?“

„Ein Geschenk von einem dankbaren Patienten, lieber Felix, und nun möchte ich es Dir dedizieren, in Deinem Besitze ist es in würdigeren Händen, wie bei mir — Du weißt ja — hm — meine Frau und die adlige Sippe. Sieh' hier — Kadosch haschem! Bei Dir ist es gut aufgehoben, also nimm es als kleine Entschädigung für Deine Assistenz bei der Baronin Belleben!“

„Nein, nein, mein Freund, ich kann den Schmuck wirklich nicht akzeptieren — sieh' mal — doch genug, ich bitte Dich, nimm es wieder mit.“

„Was? Du wirst mich doch damit nicht wieder nach Hause schicken? Das wäre nicht hübsch von Dir. Weißt Du noch, wie wir einst als Knaben am Simchas Thauro jubelten, wenn wir eine Thorarolle, mit solchen Türmchen geschmückt, herumtragen durften. Awrohom ssomasch bessimchaß Thauro“¹⁾, sang zum Ergötzen des Doktors der Professor.

¹⁾ Abraham freute sich.

„Schlaumo ssomach, bessimchas Thauró“,¹⁾ fiel nun der Doktor ein. „Das war doch eine glückliche Zeit, lieber Freund. Wohin ist die Freude an der Thora, die Dein sel. Vater uns einflößte? Dahin, auf ewig dahin! Also, nimm meinen herzlichen Dank für das schöne Geschenk.“

Als der Professor sich entfernt hatte, betrachtete Dr. Felix nochmals das Geschenk.

„Sehr schön! Aber meine Christine! Der Professor weiß noch nichts von meiner Verlobung. Die Tochter des Konsistorialrates Deimler, ein ultraorthodoxer Geistlicher, der sich mit Händen und Füßen gegen die Verbindung seiner Tochter mit einem Juden sträubt. Nein, nein, das darf ich meiner Christine nicht antun; denn auch sie hat gekämpft und endlich gesiegt. Ihre Hunderttausend, die sie von ihrem Großvater geerbt, kann ich auch gebrauchen, denn meine Praxis kann mich noch nicht ernähren. Nein, den Thoraschmuck für meine Braut?! Fort damit!“

Er dachte nach: „Richtig, Sonntag ist Ssimchas Thauró, ich schenke es dem Rabbiner als Kibbud Jomtob“ (Festtagsgeschenk).

Der Rabbiner betrachtete stirnrunzelnd das Jomtob-Geschenk seines ehemaligen Pensionärs, und als seine Rosalie, von Neugierde getrieben, die Amhoorez²⁾). Da schickt mir unser früherer Pensionär dieses Türrchen und schreibt dabei, dass

¹⁾ Salomo freute sich am Ssimchas tauro.

²⁾ Ignorant.

es eine passende Zugabe für meine Thorarolle wäre, die die Gemeinde mir zum Jubiläum geschenkt hat. Er weiß offenbar nicht mehr, dass eine Thorarolle zwei Ez chajim¹⁾ hat und mit zwei Türmchen geschmückt wird. Woher bekomme ich das Pendant? Der Schmuck hat tatsächlich künstlerischen Wert, echt italienische Filigranarbeit.“

„Schade!“

„Weißt Du was, lieber Mann, gib mir auch einmal ein Jomtobgeschenk. Deine früheren Angebinde aus der Brautzeit,“ setzte sie verschämt hinzu, „sind fast verjährt. Du wolltest mir ja ohnedies zum Winter eine Pelzgarnitur kaufen.“

Du willst das Türmchen verkaufen? Wer wird es nehmen? Ohne Pendant hat es fast nur den Silberwert. — Aber meinetwegen, ich ärgere mich über das vereinzelt Stück, noch mehr über die Ignoranz eines sonst geistvollen Menschen.“

Die Rabbinerfrau ging zu Frau Abrahamsohn, die zum Erstaunen der Verkäuferin mit sichtbarer Freude das Türmchen kaufte und über Erwarten glänzend bezahlte.

Der Professor hielt wie gewöhnlich seine Sprechstunde, da kam ganz aufgeregt sein geretteter Patient herein.

„Was ist, —wo fehlt es?“ rief erschrocken der Professor.

„Mir fehlt nichts verehrten Herr Professor; ich bin vielmehr übergelukkig, Ihnen heute das hier bringen zu können.“ Mit diesen Worten wickelte

¹⁾ Zwei Pfeiler.

er das Türmchen aus der Hülle und zeigte es dem fast entgeisterten Professor.

„Denken Sie sich, es ist durch einen merkwürdigen Zufall gelungen, ein Pendant zu dem Türmchen anzukaufen. Nun können Sie beide Teile zu Ssimchas thauro unserer Gemeinde schenken. Sie heißen ja Salomo. Wie werden wir alle jubeln: Schlaumo ssomach bessimchas thauro!“

Zum Glücke kam in diesem Augenblick ein neuer Patient. Der Professor konnte sich nur von dem Geschenkgeber mit einem Händedruck verabschieden. Er war vor Schrecken und Entsetzen so starr, dass kein Wort des Dankes über seine Lippen kam.

So hatte das verhängnisvolle Türmchen folgende Rundreise gemacht: von der Frau Abrahamsohn zum Professor Goldenring, von dort zu dem Dr. Haase, von ihm nach dem Rabbiner, von dort wieder zu der Händlerin und dann zum zweiten Male an den Professor, — eine Konversion zu Konvertiten.

Eine zusammengewachsene Zwillingsgeschichte.

(Wahre Begebenheit.)

Es war zu Berlin an einem jener herrlich schönen Frühlingstage, deren das Jahr 18.. so wenig hatte. Von dem blauen wolkenlosen Himmel schien die Sonne lächelnd herab und spiegelte sich prächtig in den wogenden Fluten der Spree. Hier schwamm ein zerbrochener Topf, dort ein zu früh verendeter Besen, da eine in die zweite Beilage der Vossischen Zeitung gewickelte, kaum 2 Stunden alte Katzenleiche. Ein himmlischer Friede lag auf diesem reich gesegneten Gewässer.

An einem solchen Tage — es war vormittags zwischen 9 und 12 Uhr — erschien auf dem Standesamte Nr. V Herr Gottfried Leberecht Schultze und meldete dem diensttuenden Beamten, dass ihn in vergangener Nacht seine Gattin Rebecca geb. Veilchenfeld mit einem zusammengewachsenen Zwillingspärchen beschenkt habe, dem er die Namen August und Isidor zu geben beabsichtige. Der Beamte nahm hiervon vorschriftsmäßig Notiz, gratulierte dem glücklichen Papa de deux und entließ ihn. —

Gottfried Lebrecht Schultze war Christ, seine Gattin, Rebecca geb. Veilchenfeld, Jüdin.

Vor Abschluss dieser Mischehe waren die Brautleute übereingekommen, dass das erste zu erwartende Kind im Glauben des Vaters, im christlichen Glauben, das zweite im Glauben der Mutter, im Glauben Abraham, Isaak und Jakobs, erzogen werden sollte, und so umschichtig weiter; den Fall einer zusammengewachsenen Doppelgeburt hatten sie nicht vorgesehen.

Beide Kinder hatten zugleich das Licht der Welt erblickt. Welches war das ältere?

Die Sache lag schwierig.

Die Hebamme gab den Rat, dasjenige, welches das erste Lebenszeichen von sich geben würde, als das Erstgeborene zu betrachten. Noch aber hatte die weise Frau nicht ausgesprochen, als der Vater bemerkte, dass August bereits ein Lebenszeichen von sich gegeben habe; er war also der ältere.

Das Band, das die Brüder vereinigte, war ein festes, sie hatten zwei Köpfe, vier Arme, vier Beine, aber nur einen Leib, — da kamen sie zusammen.

August war links, — Isidor rechts.

Die Knaben wuchsen heran in Liebe und Verträglichkeit; einer kam nicht von des anderen Seite; wie die Kletten hingen sie aneinander.

Sie hatten das sechste Lebensjahr erreicht, und die beglückten Eltern brachten die Knaben, von freudigen Erwartungen erfüllt, in die Schule.

Hier aber wendet sich das Blatt.

August erwies sich als ein fauler und beschränkter, Isidor als ein fleißiger und geweckter Schüler.

Es ist schade, sehr schade; wären sie beide von regem Eifer, beide von guter Befähigung gewesen, man hätte nicht nötig gehabt, hier einen sehr guten Witz zu unterdrücken; man hätte von ihnen sagen können: sie seien ein Zwielight. Es hat nicht sollen sein.

Ein Semester war vergangen; Isidor brachte eine I, August eine III nach Hause: Isidor war versetzt worden, August sitzen geblieben. Isidor bekam von der Mutter einen Kuss und Butterbarches, August erhielt vom Vater eine Tracht Prügel; Isidor bekam einen neuen Anzug, August musste in dem alten, schäbigen Kittel einhergehen.

Das gab Zwietracht.

Die Zwietracht wuchs mit den Jahren; sie wurden unzertrennliche Feinde. Von dem, was Isidor wollte, tat August das strikte Gegenteil.“ — Ein böser Bruder! — Wollte Isidor zu Tisch gehen, dann wollte August sich zu Bett legen; nahm Isidor ein Brechmittel, dann gebrauchte August schnell Rizinusöl, so dass der Magen, den sie gemeinschaftlich hatten, ganz konfus wurde.

Unter ewigen Hader erreichten sie das 20. Lebensjahr. Isidor hatte die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst und meldete sich zum Eintritt beim II. Garderegiment zu Fuß, während August, der über Quinta nicht hinausgekommen war, als Dreijähriger bei den Pasewalker Kürassieren angesetzt wurde. —

Die Mutter war längst dahingegangen; Gram und Kummer hatten ihr das Herz gebrochen. Auch an den Vater trat bald Freund Hein heran.

Es war an einem jener heißen Sommertage, deren das Jahr 18.. so viele hatte. Die Sonne sandte ihre verzehrende Glut hernieder und versengte das Grün auf den Bäumen, den Halm auf den Feldern. Im Lande wütete die Cholera und raffte in ihrer Unerbittlichkeit Männer und Weiber, Kinder und Greise dahin. Auch den Vater unserer Zwillinge verschonte sie nicht. Er starb und konnte seinen Söhnen nichts hinterlassen als seinen guten Namen. — Wie der werthe Leser weiß, hieß er Schultze. — Seine letzten Worte waren: „Geht ins Panoptikum!“

Anscheinend friedlich umstanden die Brüder die Bahre des braven Alten. Kaum indessen hatte sich der Hügel über den irdischen Resten des Entschlafenen gewölbt, so begann die Fehde auf's neue.

Aus Hass gegen Isidor war August in das Lager der Antisemiten übergegangen. Wollte Isidor einmal Schalet essen und dieserhalb zu Elkan oder Ury gehen, so zwang ihn August vermöge seiner größeren Körperkraft in den „Obelisk“; kaum aber hatten sie die Schwelle dieses Lokals betreten, so erschallte der Ruf: „Jude raus!“, und wer am kräftigsten in diesen Ruf einstimmte, war der leibliche Bruder. Was aber seinen Hass gegen Isidor am meisten nährte, war dessen Neigung zu Rosalie Jomtoffsohn, der Tochter eines angesehenen Kaufmannes, die er im Begriff stand zu ehelichen. Gegen diese Heirat, wie überhaupt gegen jede Heirat, sträubte sich August auf das Entschiedenste. Er liebte die Frauen nicht, er war ausgesprochener Weiberfeind.

Isidor riss endlich die Geduld. Hier musste Wandel geschafft werden.

Es war an einem jener rauen Herbsttage, deren das Jahr 18.. so viele hatte. Der Himmel war düster, die Luft feucht und kalt, die Straßen sahen nass und kotig aus, und ein unaufhörlicher Wind peitschte die gelben Blätter von den Bäumen.

An einem solchen Tage standen die Brüder vor Gericht. Isidor hatte auf Trennung geklagt, und heute sollte das Urteil gefällt werden.

Ich will den verehrten Leser nicht mit dem ganzen Tenor des Erkenntnisses behelligen. Der Spruch lautete auf Trennung von Fleisch und Bein, unter Ausknobelung des Leibes, mit der Verpflichtung des gewinnenden Teils, auf seine Kosten dem verlierenden Teil einen künstlichen Leib konstruieren zu lassen.

So geschah es.

Der Würfel war gefallen, — Isidor der Gewinner.

Ein geschickter Chirurg vollzog die Operation; ein geschickter Mechanikus fertigte für August einen künstlichen Leib.

Man gestatte mir freundlichst, hier eine Reihe von Jahren zu überspringen.

Wir sehen Isidor in wohlgeordneten Verhältnissen an der Seite einer treuen, liebevollen Gattin, im Kreise einer Schar blühender Kinder. Der Segen ruht sichtlich auf seinem Hause.

August hatte sich dem Laster in die Arme geworfen und kämpfte mit Not, Sorgen und Leibschmerzen.

Es war an einem jener schaurig kalten Wintertage, deren das Jahr 18.. so viele hatte. Der Sturm blies heftig aus Nordost und erstarrte mit seinem eisigen Hauche die Gewässer ringsum.

An einem solchen Tage fand man August in einem Gestrüpp des Friedrichshains. — Er war nicht mehr. —



Gut Jomtob

Annelie Weinberger

Gitarrenversion: Heinz-Gerhard Greve 2026

The first system of music is written on a single staff in treble clef. It begins with a treble clef and a common time signature (C). The melody consists of eighth and quarter notes. The bass line is indicated by a small '8' below the staff and consists of chords and single notes.

The second system of music is written on a single staff in treble clef. It begins with a treble clef and a common time signature (C). The melody continues with eighth and quarter notes. The bass line is indicated by a small '8' below the staff and consists of chords and single notes. A measure rest is present at the beginning of the system.

The third system of music is written on a single staff in treble clef. It begins with a treble clef and a common time signature (C). The melody continues with eighth and quarter notes. The bass line is indicated by a small '8' below the staff and consists of chords and single notes. The system concludes with a double bar line.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)

Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von Dr. Eugen Tannenbaum

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

Drei Tage in Jüdisch-Russland, von Dr. Isaak Rülff

+ Noten für das Stück „Das Pferd“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Dybuk, Dramatische Legende in vier Akten, von Salomon Anski

+ Noten für das Stück „Dornröschens Hofball“ für klassische Gitarre (eBook)

Unter jüdische Proletariern, Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russlan, von Saul Raphael Landau

+ Noten für das Stück „Mailied“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Sohn des Hofagenten, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Zwergenschmiede“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Tagebuch einer jüdischen Studentin, von Dr. Raphael Breuer

+ Noten für das Stück „Hexenritt“ für klassische Gitarre (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook	UG 1038
	Paper book	UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook	UG 1253
	Paper book	UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1255
	Paper book	UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1258
	Paper book	UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1260
	Paper book	UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook	UG 1026
	Paper book	UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1028
	Paper book	UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1030
	Paper book	UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1032
	Paper book	UG 1033

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111
An Old Man / ἀνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (ἀνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093

Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1187 UG 1188

Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1216
	Paper book	UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:
<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* *Composer: Heinz-Gerhard Greve*